Mitglied der Hochschulen
Bibliothek
Sood. V, 8 111, 6, I, 8.

Friederich von Schillers

Leben

und

Beurtheilung

seiner vorzüglichsten Schriften.

Den Verehrern seiner Muse geweiht.

Reutlingen,

in der J. J. Mäken'schen Buchhandlung.

1810.

Vorrede.

Der Beifall, welchen Schillers skizzirte Lebensgeschichte im vorigen Jahre bei den Verehrern seiner Muse fand, ermunterte den Verleger, dafür Sorge zu tragen, daß diese so interessante Geschichte einem gebildeten Publikum in größerer Ausdehnung mit allen, bis jezt bekannten, zuverläßigen Nachrichten und Anekdoten vorgelegt werden möchte. Man hat zu diesem Ende alles, was man in der allgemeinen Literaturzeitung, im Morgenblatte und sonst noch vorfand, getreu benuzt und zugleich, um dem Wunsche mehrerer Freunde Schillers zu entsprechen, was die Kritik über dessen vorzüglichste Schriften öffentlich zu seiner Zeit gesprochen hat, in Verbindung mit jenen zu bringen gesucht. Hierdurch werden die Leser nicht nur in Kenntniß der literarischen Arbeiten des großen

Genie's überhaupt gesezt, sondern sie sollen auch mit dem Geiste derselben vertrauter, und veranlaßt werden, sich durch wiederholtes Studium den hohen geistigen Genuß, den Schillers Kunstschöpfungen dem Gebildeten gewähren, im reichsten Maaße zu verschaffen. Vorzüglich sollten die ästhetisch-kritischen Betrachtungen über die Schiller'schen Gedichte manchen Leser und Leserinn in den Stand sezen, sie besser zu verstehen, und ihre Schönheiten tiefer zu empfinden. Wird diese Absicht erreicht, und werden gelehrte Kunstrichter vorliegender Schrift, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, nicht allen Werth absprechen; so schmeichelt man sich, schon genug gewonnen zu haben.

Reutlingen im Monat März 1810.

Nicht verzweifeln muß ein Sterblicher Ewiges wollen;
Drum beginnet und ſtirbt in dem Beginnen mein Lied.

Friedrich Lehr.

Der Mann der Nation gehört nicht bloß der Zeit, worinn ſein Streben wirkte, er gehört der Nachwelt an, welcher die Frucht ſeiner Mühe als herrliches Vermächtniß anheim fällt. Die Gegenwart giebt an den Nachruhm ſeinen Namen und ſeine Thaten ab, die noch dann erfreulich und belebend fortwirken, wenn ſie längſt ſchon Vergangenheit heißt, und ſein Andenken weckt in verwandten Seelen immer neu den Geiſt der Betrachtung auf, je mehr die hohe Gewalt ſeines Genius dieſen zauberartig an ſich zu feſſeln wußte. Zu dieſem Behufe ſind hier die Denkwürdigkeiten aus dem Leben deſſelben zuſammengereiht und der denkende Leſer ſoll es inne werden, daß Schiller als Dichter, Geſchichtſchreiber und Philoſoph, einer der höchſten Geiſter, welche die Menſchheit jemals unter ihre Lieblinge zählte, ſeinen Verhältniſſen und Umgebungen nichts, alles ſeinem eignen Streben, ſeiner unermüdeten Thatkraft zu danken hatte.

Siegend zerriß er die Fesseln, welche ihn an das Gemeinere, Gewöhnliche zu heften drohten, und mit verstärkter Kraft schwang er sich in die Höhe des Ideals, die Heimath seines Geistes. Aber sein Kampf mit dem Leben warf den trüben Schatten selbst noch in jene heitern Gegenden; und milderte ihre glänzenden Lichtgestalten oft durch einen sanften, wehmüthigen Schimmer.

Johann Friedrich Christoph Schiller wurde den 10ten Nov. 1759 zu Marbach geboren, einem württembergischen Städtchen am Nekar, wo schon andere große und vortrefliche gelehrte Männer das Licht der Welt erblickten. Sein Vater, zum Wundarzt erzogen, und damals Unter-Hauptmann, war ein abentheuerlicher Kopf; seine Mutter hingegen, eine Bäckerstochter, sanft und gefühlvoll, aber ohne ausgezeichnete Gaben. Lezteres ausgenommen, war Schiller wie Kant, das Ebenbild seiner Mutter, auch im Aeussern ... langhalsig, sommerfleckig, rothlokkig.*) Unter seinen Geschwistrigen liebte er vorzüglich eine frühverstorbene Schwester, die eben-

*) Aus diesem Grunde wurde Schillern in der Akademie die Auszeichnung zu Theil, gepudertes Haar tragen zu dürfen, — ein Vorrecht der Adelichen, und nach einer leichten Typologie Vorbedeutung seines nachher erhaltenen Adels.

falls viel poetiſches Talent beſaß, und in der Stille mit dramatiſchen Verſuchen ſich beſchäftigte.

Seinen erſten Unterricht erhielt Schiller in der lateiniſchen Schule zu Ludwigsburg. Hier war ſein vornehmſter Lehrer, bey welchem er ſpäterhin auch Koſt und Wohnung hatte, Johann Friedrich Jahn, ein kalter, rauher, murrſinniger Polterer, doch ein regelfeſter, nicht unverdienter Sprachgelehrter. Schiller war zwar immer einer unter den Erſten in ſeiner Abtheilung, aber, dieſe lateiniſche Sprachkenntniß abgerechnet, zeichnete er ſich durch nichts auffallend aus, ragte in keinem Fache des Wiſſens oder geiſtiger Kräfte und Fertigkeiten hervor. Wenigſtens ahneten weder ſeine Lehrer, noch ſeine Mitſchüler etwas von den ſchlummernden, ſeltenen Anlagen, die ſich in der Folge ſo glänzend entwickelten. Er war ſchüchtern und linkiſch; und wie hätte der ſteife Schulzwang, dem er unterworfen war, die freiheitliebende Seele nicht ſchüchtern und linkiſch machen ſollen? Püffe und Ohrfeigen waren für ihn, und ſind für jede Kinderſeele, Reize, wie rauhe Luft und Hize für den Convolvulus — — um ſie zu ſchließen. Doch gegen ſein eilftes Lebensjahr hin offenbarte ſich allmählig der Uebergewöhnliche. Schon um dieſe Zeit war er kein Liebhaber mehr von den herrſchenden Vergnügun-

gen des Knabenalters, von Ballspielen, Springen, Possen, fröhlichen Gesellschaften. In seinen Freystunden schlenderte er mit einem auserwählten Freunde in Ludwigsburgs reizenden Baumpflanzungen, oder in den schönen, naheliegenden Gegenden herum. Klagen über das Schicksal, Gespräche über die tiefumnachtete Zukunft, Plane für das künftige, bürgerliche Leben waren seine liebste, seine gewöhnliche Unterhaltung. So liegt im Braunstein die Lebensluft gebunden, so im Senfkorn die beschattende Pflanze, bis jene durch Wärme erlößt, und diese durch Wärme und Regen zur Auferstehung gewekt wird. — Die Dichter, die Schiller in der Ludwigsburger Schule lesen und übersetzen mußte, waren Ovids Tristia, Virgils Aeneide, und die Oden von Horaz. Indessen bemerkte keiner seiner Mitschüler, daß er schon damals an irgend einem dieser drey Sänger mit feuriger Innigkeit hienge. Die Gelegenheit, bey welcher sein eigner Dichtergeist erwachte, war eine überstandene Angst, und eine gestandene *) Milch. Die kleine Geschichte ist der Erzählung werth, um so mehr, als Schiller selbst nach mehr als 20 Jahren, sei-

*) So wird im Württembergischen genannt, was sonst kalte, dicke, saure, oder gestockte Milch heißt.

nen Jugendfreund *) bey dem ersten Wiedersehen, mit der lebendigsten Umständlichkeit und Freudigkeit daran erinnerte.

Er hatte um das Jahr 1768 mit diesem als Sekundaner den Katechismus in der Kirche zu sprechen. Ihr Lehrer, ein bösartiger, höchstbeschränkter Frömmling, drohte ihnen, sie durch und durch zu peitschen, wenn sie auch nur ein Wörtchen fehlen sollten. Zum Unglück fügten es die Umstände, daß gerade dieser Lehrer es war, der an dem bestimmten Tage die Katechese zu halten bekam. Beyde Knaben fiengen, bey ergangener Frage, mit zitternder Beklemmung an, brachten jedoch ihre Aufgabe ohne Anstoß hinaus, und erhielten deswegen eine Belohnung, jeder 2 Kreutzer. Eine Baarschaft von 4 Kreutzern hatten die jungen Freunde selten beysammen gehabt; es beschäftigte sie daher lange die Frage: was sie sich Gutes dafür thun sollten? Schillers Vorschlag, eine kalte Milch auf dem Hartenecker Schlößchen zu essen, erhielt Beistimmung; allein in Harteneck war das Gewünschte nicht zu bekommen. Schiller trug jetzt auf einen Vierling Käse an; für diesen wurden aber 4 Kreutzer gefordert, und so hätten die kleinen, so genügsamen Näscher

*) Der noch lebende, würdige Physikus Elwert in Kantstadt.

kein Brod dazu gehabt. Mit unbefriedigtem Magen wanderten sie also weiter nach Neckarweihingen, wo sie endlich, doch auch nicht ohne vielfältiges Herumfragen, eine Milch erhielten in einer reinlichen Schüssel, und noch silberne Löffel zum Essen dazu. Alles dieses kostete nur 3 Kreuzer, und es blieb ihnen noch einer zu Johannisträubchen übrig. Ueber diesen Vollgenuß von Lust gerieth Schiller in eine dichterische Begeisterung. Als er mit seinem Begleiter das Dorf verlassen hatte, stieg er auf den Hügel*) von welchem man Harteneck und Neckarweihingen überschauen kann, und ertheilte in einer wahrhaft dichterischen Ergiessung dem milchentblößten Orte seinen Fluch, dem aber, der ihnen die Labung gegeben hatte, seinen gefühltesten Seegen. — Sein erstes Gedicht schrieb Schiller im vierzehnten Jahre am Tage vor seiner Confirmation 1772, durch eine Erinnerung seiner gefühlvollen Mutter veranlaßt, die ihn von der Gasse gerufen, und ihm die Wichtigkeit jener Handlung zu bedenken gegeben hatte.

Nun war die Zeit der Entscheidung für ein bestimmtes Fach da, und Schiller sollte — wie Winkelmann — ein Geistlicher werden, und

*) Sollte dieser Hügel nicht billig den Namen Schillershügel führen?

zwar nicht, wie jener, gegen seine Neigung. Auch noch als Mann sprach er — denn er faßte alles von der erhabenen Seite auf — mit einer Art von Begeisterung von dem hohen Berufe eines Lehrers der Religion, mit dem Beisatze, noch jezt wünsche er sich oft lebhaft vor einer Gemeine auftreten, und die erhabenste Wahrheiten ihr verkündigen zu dürfen. Aber anders das Schicksal. Herzog Karl nahm mehrere Söhne armer Eltern an, die auf der Solitüde *) zu Gärtnern und Künstlern erzogen werden sollten. Zu Kurzem ward diese Schule zu einer erweiterten Bildungsanstalt, die den Namen militairische Pflanzschule führte und gegen dreyhundert 10 — 16 jährige Knaben und Jünglinge aus allen Ländern und aus allen Ständen in sich faßte. Hierein trat auch Schiller 1773. Seine Talente entwickelten sich hier anfangs langsam, aber dann mit wachsender Geschwindigkeit. Latein, Griechisches, Religion, Erdbeschreibung, Geschichte und Größenlehre sollten Gegenstände seines Fleisses seyn; aber von dem allem trieb er — das Lateinische ausgenommen, worinn er aber Meister war — beinahe nichts, denn er widmete alle seine Zeit, selbst auf Spaziergängen, ausschließlich dem Studium — poetischer Werke. Poesie war das Element seines

*) Ein Lustschloß, eine Stunde von Stuttgart.

Geiſtes; ſie das Klima für die Keime ſeines Herzens. Aber welche Wärme machte jenen frey? welcher Regen und Thau trieb dieſe zur Auferſtehung? — Die Klopſtokiſchen Dichtungen, vor allen der Meſſias.

Dieſe Leſ beſchäftigung war keineswegs nur ein flüchtiges, gleichſam naſchendes Genieſſen; nein, es war ein ernſtes, tagtäglich fortgeſeztes Aufmerken, Empfinden, Betrachten, Vergleichen, Forſchen, Aneignen. Unſtreitig iſt es, daß dieſe warme, volle Einſaugung der Klopſtockiſchen Anſchauungen, Gefühle, Bilder und Vorſtellungen die beſtimmteſte Wirkung auf Schillers Bildung hatte. Sie war es, die ſeine Empfänglichkeit für das Große und Erhabene, wie für das Weiche und Zarte, und zumal das Innige und Geiſtige weckte und belebte; ſie befruchtete die Keime der ſchönſten Eigenthümlichkeiten, die uns in ſeinen gelungenſten ſpätern Arbeiten ſo zauberiſch anziehen. Klopſtocks Gedichte wirkten mit ſolcher Stärke auf ihn, daß ſich eine Zeitlang religiöſe Gefühle ſeines Gemüths bemächtigten, und er, in dieſer Stimmung, geneigt und entſchloſſen war, ſich den geiſtlichen Stand zu ſeinem künftigen Beruf auszuwählen. Nicht ſelten wandelten ihn heilige Schauer und gottesdienſtliches Entzücken an; er ergoß ſich oft im Gebete, und hielt

auch in Gesellschaft, Andachtsübungen; aber nie gesellte er sich zu den schwärmerischen Betbrüdern und Kopfhängern, die unter dem Namen Pietisten ebenfalls in der Akademie einige Jahre hindurch ihr Wesen trieben.

Ausser den genannten Klopstockischen hatte sich Schiller mit keinen andern dichterischen Schöpfungen vertraut gemacht, als mit Virgils Aeneide und den herrlichen Liedern und Hochgesängen des alten Morgenlandes nach Luthers kräftiger Uebersetzung. Er lebte und webte in ihnen und las sie vielleicht 10 und 20 mal. So wurde seine schlummernde Kraft durch Kraft ergriffen; so die regellose Farbenmasse seiner Phantasie in bestimmte Bilder ausgemalt; so das Auge seines Geistes für jenen tiefen Blick in das Schicksal geöfnet; so sein Herz mit Feuer getauft und mit Innigkeit und Liebe begabt. Magnetisch wirkten jene Werke auf seinen Geist, sie rißen ihn zu Gebet und Andacht hin; und so versuchte er — im Jahr 1773 — seine Dichtungskraft im Höhern; er arbeitete an einem Gedichte, dessen Held der mächtig hervorragende Seher, Gesetzgeber, Heerführer und Staatsordner der Urwelt war, Moses. In diesem ersten Versuch erkannte man freylich weniger eignes, wahres Schaffen, als mühevolles Nachstreben und Nachbilden. Aber was würde nicht

Schiller in diesem bestimmten Gebiete geleistet haben, wenn nicht seine Phantasie, von empfangenen Eindrücken fortgezogen, ihren Flug in ein anderes, benachbartes Reich genommen hätte! —

Jezt lebte Schiller in Schiller, aber noch hatte dies Leben keine bestimmte Bedeutung. Wer entwickelte seinen tiefen Sinn? Der Edle stand izt auf dem Punkte, wo er zum Epos, jener theologischen Teleologie, und zum Drama, jener Teleologie philosophischer Geschichte gleichen Schritt zu thun hatte. Zu Ende des Jahrs 1773 oder zu Anfange des folgenden geschah es, daß ihm ein Freund mit warmer Theilnahme von Gerstenbergs Ugolino sprach, und ihm das Stück zum Lesen mittheilte. Dieses Trauerspiel, das an einzelnen Schönheiten, insonderheit an den rührendsten, erhabensten und erschütterndsten Auftritten, von keinem andern bedeutend übertroffen wird, bewegte Schillern nicht nur auf das tiefste: es machte einen fortwirkenden Eindruck auf ihn. Ugolino und Götz von Berlichingen gaben seiner dichtenden Geistesthätigkeit eine andere Richtung: sie hoben ihn gleichsam unwillkührlich in die tragische Laufbahn hinüber. Erst nach vielfachem Lesen und Einprägen dieser Stücke ward er mit Shakespear'n bekannt, diesem wunderbaren Genius, an den man, Zeiten und Umstände

erwogen, nicht ohne immer neues Staunen hinauf denken kann.*)

Professor Abel (jetzt in Tübingen) ein Mann, welchen Schiller immer innigst verehrte, war es, aus dessen Händen der Britte in Schillers Hände kam. Abel liest in einer Unterrichtsstunde eine Stelle daraus vor, Schiller, wie von einem elektrischen Schlage erschüttert, oder, wie Achill von der Pallas, ihm allein sichtbar, bei der Locke gefaßt, richtet sich auf, horcht, staunt und begehrt und erhält nach der Stunde von dem Professor das Buch, welches das Räthsel seiner Bestimmung gänzlich lößte. Ganze Jahre hindurch lebte er fast einzig für Shakespear. Doch sagte er selbst: „Mehrere Jahre hindurch hat der Britte meine Verehrung gehabt, ehe ich noch seine Individualität habe lieben können. Ich war noch nicht fähig, die Natur aus der ersten Hand zu verstehen."

Von neuern deutschen Dichtern zogen ihn, ausser den angeführten, nur wenige an. Unter seine damaligen Lieblingswerke gehörten aber Lessings Schauspiele, die Gedichte des vielversprechenden Friedrich Müllers, des Mahlers,

*) Nach dem Urtheile des verewigten Klopstocks müßten wir dieß für einen unglücklichen Umstand halten.

und vornemlich Leisewitz's Julius von Tarent. Wie sehr jene und diese Schriftstelle auf Schillers Ausdruck, Sprache und ganz Darstellungskraft gewirkt haben, muß dem vergleichenden Leser seiner frühern, selbst seiner spätern Werke einleuchtend seyn. Jezt schritt Schiller weiter zu eigenen Schöpfungen und zwar nicht leichte Ergiessung einer üppigen Phantasie war seine Dichtung; nein! ein Ringen und Winden als wär' er in eine saturnische Eisrinde gepreßt. Darum gleichen auch seine früheste Produkte nicht Wandelsternen und Monden, sondern Kometen, die in excentrischen Bahnen umherirren. Zum Beleg einige Strophen aus dem Gedichte des 18jährigen Schillers „der Eroberer.

Im Traume umflattern
Deine Bilder, o Sieger! mich
Und Entsetzen um sie; fahr ich da wüthend auf,
Stampfe gegen die Erd', schalle mit Sturmgeheu
Deinen Namen, Verworfner!
In die Ohren der Mitternacht.
Und mit offenem Schlund, welcher Gebirge schluck
Ihn das Weltmeer mir nach — ihn mir der O
kus nach
Durch die Hallen des Todes —
Deinen Namen, Eroberer!

Vielleicht etwas beſſer als dieſe lyriſchen Verſuche, waren ſeine erſten dramatiſchen. Sein erſtes Trauerſpiel war der „Student von Naſſau," wozu er den Stoff in einer Verlegenheit, wo er „Rock und Hemd um einen willkommenen gegeben hätte" aus der Zeitung nahm. Er zernichtete es ganz, was er in Zukunft bereute, wenn er es ſchon im Ganzen für eine mißlungene Jugendarbeit erklärte. Späterhin arbeitete er auch an einem „Cosmus von Medicis," woraus nur einiges in ſeine Räuber übergegangen ſeyn ſoll.

Faſt noch unvollkommener waren ſeine gleichzeitigen lyriſchen Verſuche. Sein erſtes Gedicht in dieſer Gattung, das er im Sommer 1776 der Leſewelt gedruckt vor Augen legte*), der Abend, iſt bloß mittelmäßig; es zeugt von wenig weiter, als daß Schiller ſich die Empfindungen Klopſtocks, Cramers und Utz'ens und anderer Sänger in etwas zu eigen gemacht hatte. Bemerkenswerth darin ſind jedoch folgende Verſe, weil ſie uns in das innerſte ſeines Gemüths blicken, und uns ſehen laſſen, auf was ſein letztes Sehnen und Streben zu dieſer Zeit ſich beſchränkte. Er ſpricht vom

*) In (Valth. Hangs) Schwäb. Magaz. 1776. S. 115.

Gefühle für die Reitze der Natur, und bricht dann in die Worte aus:

Für Könige, für Grose ist's geringe,
Die Niederen besucht es nur —
O Gott! Du gabest mir Natur,
Theil Welten unter sie — nur Vater! mir Gesänge!

Im Grunde betrachtet, entwickelte sich Schiller erst spät und nur theilweise. Theodor Beza, Hugo von Groot, Pope und viele andere, lieferten, theils in ihrem achten, theils zwölften Jahre bessere Gedichte, als er in seinem sechszehnten und siebzehnten. Nicht früher als im Jahr 1777 brach sein Geist mit vielverkündender Kraft hervor.

Wie schwankend auch jezt noch seine Wahl eines Brotstudiums war, und wie sehr er sich davon abgezogen fühlte, lehren die Schilderungen, welche die Zöglinge von einander machen mußten. Bald heißt, es: „Legt sich auf Rechtsgelehrsamkeit," bald: „hat Hang zur Theologie;" bald: „liest beständig Gedichte;" wozu sich denn manchmal ein satyrisches Urtheil gesellte, wie folgendes: „Ist gewiß ein wahrer Christ, aber nicht gar reinlich." Er selbst erklärte in seiner Selbstschilderung dem Herzog, daß er zwar mit Vergnügen das Studium juris angenommen, sich

aber glücklicher schätzen würde, wenn er dem Vaterlande als Gottesgelehrter dienen könnte.

Doch je mehr Schiller mit der wirklichen und idealischen Schauspielwelt bekannt ward, desto mehr verminderte sich sein Hang zur Gottesgelehrtheit, auch wählte er sich 1775 einen ganz andern Stand. Zu dieser Zeit wurde in der nach Stuttgart versezten Akademie (Karls Hohen-Schule) eine ärztliche Lehranstalt errichtet, und es ergieng der Aufruf an die Zöglinge, sich zu erklären, wer Lust zu Erlernung der Heilkunde habe. Schiller meldete sich, nicht, um Arzt zu werden, was er nur in Zukunft, wie Briefe an Dalberg zeigen, in Mannheim sich zu Sinne, ja zum festen Entschlusse kommen ließ, sondern, weil er aus dem Gesichtspunkte der Anthropologie hoffte, tiefere Einsichten in die Psychologie und damit Gewinn für sein Lieblingsfach zu erstreben.

In dieser Periode leistete Schiller im Felde wissenschaftlicher Kenntnisse nur wenig. Zwar betrieb er die Erlernung einzelner Zweige der Heilkunde mit wahrem Feuereifer, doch immer nur stoßweise, nie anhaltend. In der Philosophie war Garve, besonders seine Bemerkungen zu Fergusons Moralphilosophie, Muster für ihn. Von Geschichtbüchern las er, außer Schlözers Vorstellung der Universalgeschichte, kaum ein anderes, als

Plutarchs Biographien, doch nicht in der Grundsprache. Ueberall suchte er nur Stoffe zu Schauspielen, und niemand wird sich daher wundern, daß Schiller von allen nicht sparsamen Preisen des Instituts auch nicht Einen erhalten hatte.

Wie bey Schiller alles von Poesie aus- und auf Poesie zurückgieng, oder damit im Zusammenhange stand, so war es auch in der Wahl seiner Freunde. Seine Vertrautesten waren alle feurige Musenverehrer. Wie oft hätte der ganze Kreis dieser Freunde sich vor dem Verfasser eines dichterischen Meisterstücks, z. B. der Leiden des jungen Werthers, Götzens von Berlichingen u. a. bewundernd, ja halb anbetend niederwerfen mögen!

Schiller zu Ende dieses Zeitlaufs war ein ganz anderer Mensch, als zu Anfang desselben. Ehemals einsam, verschlossen, eingeschüchtert; jezt im Gefühle der treibenden, aufsteigenden Kraft muthwillig, neckend, foppend, und zwar oft sehr derb stechend. So schrieb er z. B. einem Mitlehrlinge, der ein starker Esser war, in sein Stammbuch: „Wenn du gegessen hast, und NB. satt bist, so sollst du den Herrn deinen Gott loben.“ Immer verzeihlicher, als wenn Winkelmann über Nationen abspricht, und einen Lessing als einen Paradorenjäger behandelt. Wilder und üppiger schwelgte seine Einbildungskraft nie als damals;

sie trug ihn in der Propheten und Shakespears kühne, romantische Welten. Seine erste Blüthe fällt in die Zeit von Lessings Tode. Da hatte, sich besonders auf Deutschlands tragischem Theater, so viel verändert. Die kalten und flachen Eindrücke der, aus Galanterie und Politik gewebten, französischen Tragödie galten für das, was sie waren, und Lessings Prophezeihung gieng in Erfüllung. Diese nämlich: „Shakespear würde ganz andere Köpfe unter uns erwecken, als man von den Franzosen zu rühmen wisse. Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden; und am leichtesten von so einem, das alles bloß der Natur zu danken zu haben scheint, und durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht abschreckt!"

Mochte Schiller von Lessings Bemühungen selbst nichts wissen, die Folgen derselben waren von dem wichtigsten Einflusse auf sein Leben: denn eben er war eins von jenen Genie's, die durch Shakespear unter uns erweckt wurden. „Als ich — erzählte er selbst — in einem sehr frühen Alter diesen Dichter zuerst kennen lernte, empörte mich seine Kälte, seine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte, im höchsten Pathos zu scherzen, die herzzerschneidenden Auftritte im Hamlet, im König Lear, im Macbeth, durch einen Narren zu stö-

ren, die ihn bald da festhielt, wo meine Empfindung forteilte, bald da kaltherzig fortriß, wo das Herz gern still gestanden wäre. Mehrere Jahre hatte er schon meine ganze Verehrung und war mein Studium, ehe ich sein Individuum lieb gewinnen lernte. Ich war noch nicht fähig, die Natur aus der ersten Hand zu verstehen."

Mit andern Worten: Schiller war damals noch zu lyrisch, um ächt dramatisch zu seyn. Je lyrischer, desto verwundbarer in seiner Lage; je verwundbarer, desto drückender eine Nothwendigkeit fühlend, gegen die er vergeblich rang. So erklärt sich die Eigenthümlichkeit seines ersten Dichterprodukts nach Inhalt und Form ganz natürlich. Die beyden Voroneser von Shakespear scheinen ihm zu seinen Räubern, woran er jetzt arbeitete, die erste Idee gegeben zu haben; aus seinem Herzen schöpfte er den Despotenhaß und die regellose Größe, die enthusiastischen Träume einer höhern Wirksamkeit, die Bitterkeit gegen die wirkliche Welt, und jene Fülle von Kraft, die alle Gesetze übersprudelt, welche seinen Karl Moor auszeichnen; und aus seiner lyrischen Stimmung kommt es, daß wir fast durchgehends dem Herzen des Dichters selbst begegnen, und mit ihm gemeinschaftlich über seinen Gegenstand reflektiren müssen.

Merkwürdig ist des Dichters eignes Geständniß über dieses erste Erzeugniß seines Genie's. „Ein seltsamer Mißverstand der Natur hatte mich in meinem Geburtsorte zum Dichter verurtheilt. Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts, worinn ich erzogen ward, und widersprach dem Plan seines Stifters. Acht Jahre rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel, aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark, wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an. Verhältnissen zu entfliehen, die mir eine Folter waren, schweifte mein Herz in eine Idealwelt aus; aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiserne Stäbe schieden, unbekannt mit den Menschen, unbekannt mit dem schönen Geschlecht, — hiermit entschuldigt er seine Räuber — mußte mein Pinsel nothwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte ein Ungeheuer hervorbringen."

Am Schlusse seines medicinischen Cursus erschien eine Abhandlung als Probeschrift von ihm, die im Buchhandel nicht mehr zu haben ist, Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen. Stuttgart 1780. 4, die zum Beweise dienen kann, wie frühzeitig sein

Geist auch nach den tiefen Wahrheiten der Philosophie suchte, die er, nach damaliger Sitte, auf dem Wege anthropologischer Forschung zu finden meynte. Wie er dieses Problem aufgelöst haben mag, so beweist schon die Aufgabe desselben in einem solchen Alter einen seltnen Geist. Auffallend ist noch dieß, daß er in dieser Probeschrift mehrere Stellen seines noch ungedruckten Trauerspiels, wie wenn sie aus einem englischen Trauerspiele „the robbers" übersezt wären, als Belege psychologischer Bemerkungen anführte.

Schiller wurde nun nach dem Austritte aus der Akademie von seinem Fürsten als Arzt bey einem Grenadierbataillon angestellt und jezt erst ließ er die Räuber (1781) drucken. Nach manchen Abänderungen wurden sie unter Begünstigung des geh. Raths von Dalberg zu Mannheim (1782) aufgeführt. Schiller wünschte, bey der Aufführung gegenwärtig zu seyn, und bat um Urlaub, den er aber nicht erhielt. Dennoch machte er diese Reise, aber ohne etwas in seinem Dienste zu versäumen, und war, als seine Gegenwart erfordert wurde, wieder in Stuttgart.

Schillers erste dramatische Arbeit fand auf Deutschlands Theatern den entschiedensten Beyfall. Wie von einem Zauber wurden des Jünglings Zeitgenossen ergriffen, man übersah die Mängel

und Fehler, welche die Kritiker aufzudecken bemüht waren. Doch auch ihre Urtheile waren nicht ganz ungünstig. Der Dialog, urtheilte man öffentlich, ist rasch und treffend; einzelne Situationen erschüttern die ganze Seele; in jeder Scene lebt und webt alles: Handlung folgt auf Handlung; in den Charakteren herrscht eine Großheit, die nur bisweilen in Schwulst ausartet; und so kams, daß das Stück, mit allen seinen Fehlern einen ausserordentlichen Eindruck machte! — Nicht minder merkwürdig dünkt uns das Urtheil eines Engländers, der dieses Stück, wiewohl erst eilf Jahre nachher, nemlich 1792 in seine Sprache, treu und schön im Ganzen genommen, übersezte. Vielleicht ist es den wenigsten Lesern dieser Blätter bekannt geworden und ihnen nicht unwillkommen, wenn wir demselben hier eine Stelle einräumen: „Wahrscheinlich werden die Urtheile der Kritiker über diese höchst ungewöhnliche Erscheinung sehr verschieden ausfallen, je nachdem der Maasstab verschieden ist, nach welchem jeder den Werth dramatischer Compositionen zu bestimmen gewohnt ist. Diejenigen, die ihren Geschmack nach Aristotelischen Regeln, die von dem magern griechischen Drama abgezogen sind, oder nach den eben so regelmäßigen, wenn gleich mannigfaltigern Compositionen der französischen Bühne, die nach eben

diesen Regeln gearbeitet sind, gebildet haben, w
den dieses Stück, das zwey Haupteinheiten,
der Zeit und des Orts, verletzt, für ein sehr f
lerhaftes Produkt erklären. Selbst diese aber w
den, wenn sie anders wahren Sinn und Gefü
für das Schöne und Erhabene besitzen, nicht läu
nen können, daß dieses Stück, trotz der Un
gelmäßigkeit des Ganzen, einen Reichthum
Schönheiten vom ersten Range, und Situation
habe, die die Phantasie nicht kühner und inter
santer ersinnen kann. Von der andern Se
werden diejenigen, welche die strenge Beobachtu
der Einheiten als ein ganz untaugliches Criteriu
dramatischer Vortreflichkeit betrachten, das web
in der Natur noch in der Vernunft gegründet s
und auf eine nachtheilige Weise die Sphäre d
Drama verenge, indem es die interessantes
Handlungen und Vorfälle, die sich mit dieser R
gel nicht vereinigen lassen wollen, ausschließ
diesem Trauerspiele einen Werth einräumen, d
es für die erste Classe dramatischer Composition
setzen muß. In ihm sind die beyden Haupttrie
federn des Tragischen, Furcht und Mitleid, glei
sehr wirksam. Es zeigt uns einen Kampf v
Leidenschaften, der so stark, so mannigfaltig u
so rührend ist, daß die Seele nie in Ruhe kömm
sondern vom Anfang bis zum Ende durch d

abwechselnden Empfindungen des Mitleids und Abscheus, von Bangigkeit und Schrecken, Bewunderung und Widerwillen fortgerissen wird. Auch die Sprache ist kühn und energisch, höchst leidenschaftlich, und dem Ausdruck jener Höhe des Gefühls, das sich in ihr abspiegeln soll, vollkommen angemessen. Eine auszeichnende Eigenschaft dieses Stücks ist eine gewisse Wildheit der Phantasie, die sich nicht blos in der Zeichnung der Personen des Stücks, sondern auch in der Schilderung der Scenen, in denen die Handlung des Stücks vorgeht, verräth. Diese eigenthümliche Schönheit der Räuber ward von einem Kunstrichter von ächtem Geschmack, der in seinem Versuch über das deutsche Theater dieses Trauerspiel mit vorzüglicher Genauigkeit zergliedert hat, nicht übersehen. Er sagt: „The intrinsic force of this dramatic character (the hero of the piece) is heightened by the singular circumstance in which it is placed. Captain of a band of inexorable and sanguinary banditti, whose furious valour he wields to the most desperate purposes; living with those associates amidst woods and deserts, terrible and savage as the wolves they have displaced; this presents the fancy a kind of preternatural personage, wrapped in all

the gloomy grandeur of visionary beeings." (Acocunt of the German Theatre, by Henry Mackenzie Esq. Transactions of the Royal Society of Edinburg, Vol II.)" Ein Umstand aber, der mehr als alle andere das hohe Interesse dieses Stücks hervorbringt, und den meisten Scenen desselben den Stempel der Originalität aufdrückt, ist der Grundsatz des Fatalismus, der durch das ganze Stück herrscht, und Einfluß auf das Betragen der Hauptpersonen desselben hat. Das Gefühl der sittlichen Freyheit ist in dem Herzen der Menschen so fest gewurzelt, daß selbst die skeptischen Sophismen der scharfsinnigsten Köpfe es nicht herausreissen können, und es ist eine auffallende Erscheinung, daß das ihm entgegenstehende Princip der unbedingten Nothwendigkeit, in demselben Augenblick, wo es zur Verübung der empörendsten Verbrechen reizt, gleichwohl das moralische Gefühl nicht zu schwächen oder die Reue und Gewissensbisse zu verringern vermag, die mit der Ausübung der Laster verbunden sind. Aus diesem Grunde wird das leidenschaftliche Interesse, das die Seele an den Empfindungen und Leiden des Schuldigen nimmt, nicht durch die Bemerkung geschwächt, daß er unter dem Einfluß eines unvermeidlichen Schicksals handelt. Im Gegentheil liegt etwas in unserer

Natur, daß unſer Mitleid mit dem Werkzeug dieſer Verbrechen nur deſto mehr erhöht, daß er uns gleichſam an die Schuld mit Feſſeln gebunden ſcheint, die er zu brechen ſtets den Wunſch, aber nie die Kraft hat. Der Held dieſes Stücks, von Natur mit den edelſten Gefühlen ausgeſtattet, von dem höchſten Ehrgefühl beſeelt und fähig der zärtlichſten Empfindungen, wird durch Verrätherey und den Wahn, von den Perſonen, die ihm am liebſten auf der Welt ſind, unmenſchlich behandelt zu werden, in einen Zuſtand von entſchloſſenem Menſchenhaß und Verzweiflung geſtürzt. In dieſer Lage wird er zur Begehung einer Reihe von Verbrechen hingeriſſen, die eben durch ihre Größe und Schrecklichkeit ſeinem verſtimmten Geiſte ſich empfehlen. Er dünkt ſich ſelbſt ein Rachwerkzeug in der Hand des Allmächtigen zur Beſtrafung der Verbrechen Anderer; er fühlt eine Art von wildem Vergnügen, ſo die ſchreckliche Beſtimmung, die ihm zu Theil worden, zu erfüllen. Da er aber zugleich ſeine Schuld in dem erſten Abweichen von dem Pfad der Tugend erkennt, ſo betrachtet er ſich durch ein gerechtes Gericht zu einer Rolle des Lebens verdammt, die ſein Verderben der Schande und ſeine Seele dem Verderben überliefern muß. Wer wird nicht einräumen, daß die Einbildungs-

kraft unmöglich ein Schauspiel erdenken könn
das höheres Interesse und tiefere Rührung i
dem menschlichen Herzen hervorbringen könn
als die Betrachtung eines so charakterisirten un
unter solchen Eindrücken handelnden menschli
chen Wesens?" —

Schiller wurde schon früher mit Schubar
der gerne talentvolle Jünglinge anfeuerte, näh
bekannt. Diese Bekanntschaft zweyer so na
verwandten Geister mußte bald Freundschaft seyn
welche nicht ohne Wirkung auf Schillern geblie
ben ist. Wahrscheinlich, daß Schiller durch ih
der Geschichte befreundet ward; gewiß, daß s
in Hinsicht auf Poesie in nähester Berührun
standen. Gewisse Gefühle machten die Herze
Beider noch vertrauter, daß es uns nicht wun
dern darf, warum Schiller mit besonderer Lieb
die Verschwörungen in dem Umkreis de
Geschichte aufzusuchen bemüht war. Sichtba
ist Schubarts Einfluß auf jedem Blatte der An
thologie auf 1782. Nicht nur gleich bittre Sar
kasmen, sondern auch eben die Fülle und Kraf
eben die Kühnheit, aber auch eben der Schwul
und Bombast, eben die Vernachläßigung de
Schönheit, eben der Mangel an Feile und Cor
rektion, wie bey Schubart. —

Ehe wir Schiller in einen andern Kreis treten sehen, wollen wir einen Blick auf seine vorige Lage werfen. Schiller selbst gestand in spätern Jahren, er habe in der Akademie zu Stuttgart seine glücklichsten Tage verlebt. Er sagte so mit Ueberzeugung, und mußte so sagen in Betreff seiner sorgenfreyen Lage, der Gelegenheit, in allen Fächern des Wissens Kenntnisse zu erwerben, und des allseitigen Antriebes zum Fleiße. Wie ganz anders war in jenen Beziehungen die Lage Linné's und Winkelmanns! — Daß er aber das „glücklich" nicht auf seine individuelle Bildung beziehen konnte, wird niemand bezweifeln, der weiß, daß sich Amor nur von den Grazien binden läßt. Poetischer Sinn wird durch militärischen Zwang gebildet, wie eine Cirkaßierin durch eine Schnürbrust. Wie wahr dieß sey, lehrt uns sein eignes Geständniß, das wir schon oben angeführt haben. Er lebte und webte um diese Zeit ganz in der Schauspielwelt, so sehr, daß ihn die Lust anwandelte, auch einmal als wirklicher Schauspieler seine Kunst zu versuchen.

Es war im Jahr 1780, als Zöglinge der Akademie in Stuttgart das Geburtsfest ihres Herzogs auch mit Aufführung eines Schauspiels begehen wollten. Die Wahl des Spiels, die

Vertheilung des Rollenfachs und andere Anordnungen wurden Schillern überlassen. Er wählte Göthens Clavigo und für sich die Hauptrolle des Stücks. Und wie trat er auf, wie spielte er? Ohne alle Uebertreibung darf man sagen, abscheulich. Was rührend und feverlich seyn sollte, war kreischend, strotzend und pochend; Ironie und Leidenschaft drückte er durch Brüllen, Schnauben und Stampfen aus, kurz, sein ganzes Spiel war die vollkommenste Ungeberdigkeit, bald zurückstossend, bald lachenerregend. — Wer erinnert sich nicht, etwas ähnliches von Otway, Johnson, ja selbst von Shakespearn und andern Dichtern gelesen zu haben? —

Erst jezt trat Schiller ohne die nachgehol Erlaubniß seines Herzogs in Dienste am Mannheimer Theater. Ob ein angesehener Graubündner über eine Stelle in den Räubern, wo von diesem Volke als von Strassenräubern gesprochen wurde, sich beklagt; ob der Herzog deswegen Schillern das Schreiben verboten, und dieser dann nach Mannheim sich geflüchtet habe? Das wollen wir, wenn es sich gleich zu bestätigen scheint, nicht behaupten.

Genug! Schiller war nun eingetreten in die Welt, die er vorher nur durch Fernröhre kannte, aber

aber hatte sich auch in diese Welt mitgebracht. Wenn dieses ihn zum Ungewöhnlichen, Kühnen hintrieb, so machte ihn jenes zu einem bessern Schüler Shakespears, der izt die Natur mehr aus der ersten Hand verstand. Auch hatte er während der Zeit mehr Einsicht in die dramatische Kunst erlangt, und dieß mußte seine Formen veredeln. Folgende Stelle aus der Vorrede zur ersten Ausgabe seines republikanischen Trauerspiels die Verschwörung des Fiesko zu Genua (Mannheim 1783) ist daher merkwürdig: „Freiheiten, welche ich mir mit den Begebenheiten herausnahm, wird der hamburgische Dramaturgist entschuldigen, wenn sie mir geglückt sind; sind sie das nicht, so will ich doch lieber meine Phantasieen als Fakta verdorben haben. Die wahre Katastrophe des Komplotts, worinn der Graf durch einen unglücklichen Zufall am Ziel seiner Wünsche zu Grunde geht, mußte durchaus verändert werden, denn die Natur des Drama duldet den Finger des Ohngefährs oder der unmittelbaren Vorsehung nicht. Höhere Geister sehen die zarten Spinneweben einer That durch die ganze Dehnung des Weltsystems laufen, und vielleicht an die entlegensten Gränzen der Zukunft und Vergangenheit anhängen, — wo der Mensch nichts, als das

in freyen Lüften schwebende Faktum sieht. W
der Künstler wählt für das kurze Gesicht
Menschheit, die er belehren will, nicht für
scharfsichtige Allmacht, von der er lernt. — —
merkwürdig sich das unglückliche Projekt des Fie
in der Geschichte gemacht hat, so leicht kann
doch diese Wirkung auf dem Schauplatz verfeh
Wenn es wahr ist, daß nur Empfindung E
pfindung weckt, so müßte, däucht mich, der
litische Held in eben dem Grade kein Sub
für die Bühne seyn, in welchem er den Mensc
hintansetzen muß, um der politische Held zu se
Es stand daher nicht bey mir, meiner Fabel j
lebendige Glut einzuhauchen, welche durch
lautere Produkt der Begeisterung herrscht, a
die kalte, unfruchtbare Staatsart
aus dem menschlichen Herzen heraus
zuspinnen, und eben dadurch an d
menschliche Herz wieder anzuknüpf
— den Mann durch den Staatsklug
Kopf zu verwickeln, und von der erfinderisc
Intrigue Situationen für die Menschheit zu e
lehnen — das stand bey mir. Mein Verhält
mit der bürgerlichen Welt machte mich auch
dem Herzen bekannter als mit dem Kabinet,
vielleicht ist eben diese politische Schwäche
einer politischen Tugend geworden."

War also Schiller das erstemal bloß einem unwillkührlichen Triebe seines Genie's gefolgt, so ließ er sich jezt mehr vom Nachdenken leiten, und sein Aufenthalt in Mannheim, die Nähe der ersten Bühne, der Umgang mit Dalberg, Iffland und einigen andern geistvollen Männern veranlaßten ihn noch besonders, seine natürliche Fähigkeit in Wissenschaft zu verwandeln. Beyde vereint machten ihn bald zum Liebling aller deutschen Bühnen, und nach Erscheinung seines dritten Trauerspiels, Kabale und Liebe, rechnete man ihn, den damals fünf und zwanzig jährigen Jüngling, schon unter die ersten von Deutschlands dramatischen Dichtern. Wirklich ward auch von dem leztern Stücke öffentlich geurtheilt, daß es im Ganzen genommen vor den beyden vorigen merkliche Vorzüge habe, so wohl in der ganzen Anlage und Führung des Plans, als in der Charakterisirung der Personen, in der Vertheilung und Benutzung der Situationen und in der Bearbeitung des Dialogs.

Die Wahl seiner Stoffe, die Shakespearische Behandlungsart, und seine Eigenthümlichkeit, der Hang zum Furchtbaren, vereinigten sich zu seinem Ruhme. Man bewundert ihn, auch wenn er die Herzen zerreißt, ohne sie zu heilen; denn das Furchtbargroße übt doch immer noch als

Großes seine ästhetische Gewalt aus, wofern es nur nicht unmittelbar droht, wie ja Lukrez von dem sturmbewegten Meere längst dies behauptet hat. Indem er sich, — ein höherer Genius, — zur Entwickelung des Schicksals erhob, galt er bald für den erhabensten unserer Dichter.

Wie ganz oder wie wenig man damit überein einstimmend, wie man überhaupt über diese erste Ergießungen seines tragischen Genie's denke, wird man doch immer gestehen müssen, es sey ein außerordentlicher Geist gewesen, der diesen Jüngling beseelte. Wie mancher, hätte er in so frühen Jahren ein so glänzendes Ziel erflogen, würde weit weniger auf seine höchste Vollendung bedacht gewesen seyn. Er war es ganz, und beurkundet dadurch die Reinheit und Tiefe seiner Seele. Nicht stolz auf das Geleistete, erkannte er selbst, freymüthig die Fehler desselben, und hatte nichts im Auge, als den Gipfel, den er erklimmen, oder unterliegen wollte. Das Streben ist des Mannes herrlichster Werth, und Schiller wollte das Höchste erstreben.

Daß Schiller damals viele Nachahmer und Bearbeiter seiner ersten Stücke fand, ist bekannt. Man erinnere sich eines Plümicke u. a. Im Jahr 1796 kam zu London eine englische Uebersetzung des Fiesko heraus, die ziemlich getreu ist, al

nicht überall die Kraft des Originals erreicht oder zu erreichen gewagt hat; treuer und wohlgerathener iſt die ſeines dritten Trauerſpiels unter dem Titel: The Miniſter, a Tragedy, in Five Acts translated from the German of Schiller. 1797. —

Verſtoſſen aus ſeinem Vaterlande in die weite Welt, wandte ſich izt Schiller an das Publikum, zur Beförderung der rheiniſchen Thalia, die er ſeit 1785 herausgab, und die uns das vollgültigſte Dokument von der damaligen Beſchaffenheit ſeines Geiſtes und Herzens liefert. Izt ſehen wir ſeine Bruſt von gewaltigen Leidenſchaften bewegt, ... die Liebe riß ihn zur Freygeiſterey der Leidenſchaft hin. Er verſank in die bängſten Zweifel, hielt ſich mit Innbrunſt an die Philoſophie, — wie dies ſeine philoſophiſchen Briefe von Julius und Raphael bezeugen, — arbeitete ſich in den Wirbeln des Dogmatismus und Materialismus herum; ängſtete ſich durch die Irrgewinde des Spinozismus; und — lieber ſchwärmeriſch in die Arme des Supernaturalismus ſich flüchtend — fand er nur Ruhe, wo — Vernunft und Glaube ſich umarmen.

Seinen Lieblingsgegenſtand, die tragiſche Bühne, verlor indeß Schiller nicht aus dem Geſichte.

Die kürfürſtliche deutſche Geſellſchaft zu Mannheim, deren Mitglied er war, veranlaßte ihn zu immer weiterem Nachdenken über die Theorie, und dies blieb nicht ohne Einfluß auf die Praxis. Er hatte die Bühne von ganz andern Seiten anzuſehen gelernt, und bewies in ſeinem Don Carlos ſchon dadurch, daß er ihn, nach Leſſings Beyſpiel im Nathan, in Jamben ſchrieb, wie ſehr er von dem feſſelloſen Hinbrauſen eines ungeregelten Genie's zurückgekommen ſey, und nun auch der ſchönen Kunſt ſich genähert habe. Wegen ſeines wechſelnden Aufenthalts in Sachſen verzögerte ſich die Vollendung dieſer Tragödie, nicht aber zu ihrem Nachtheil. Denn ſtaunend erblickte nicht nur das Publikum darinn die friſcheſte, ſchönſte Blüthe des Schilleriſchen Geiſtes, ſondern auch der Kritiker, bey Vergleichung mit den in der Thalia gelieferten Scenen, eine ſo ſeltne Strenge, daß beyde ſeine Künſtlergröße bewundern mußten. Des Mannes gereifte Weltanſicht vereinigte ſich in dieſem Stücke mit der Wärme des Jünglings, ein milderes Kolorit iſt über das Ganze verbreitet, und nur der furchtbare Schluß vielleicht erinnert an den einſtigen Schiller. — Welche Anſicht der Verfaſſer ſelbſt davon hatte, beweißt folgende Stelle: „Carlos iſt ein herrliches Sujet, vorzüglich für mich. Vier

roße Charaktere, beinahe von gleichem Umfange, arlos, Philipp, die Königin und Alba ffnen mir ein unendliches Feld. Ich kann es nir jezt nicht vergeben, daß ich so eigensinnig, ielleicht auch so eitel war, um in einer entgegengesezten Sphäre zu glänzen, meine Phantasie n die Schranken des bürgerlichen Cothurns einäumen zu wollen, da die hohe Tragödie ein so ruchtbares Feld, und für mich, möcht ich sagen, da ist; da ich in diesem Fache größer und glänzender erscheine, und mehr Dank und Erstaunen wirken kann, als in keinem andern, da ch hier vielleicht nicht erreicht, im andern übertroffen werden konnte; froh bin ich, daß ich nunmehr so ziemlich Meister über die Jamben bin; es kann nicht fehlen, daß der Vers meinem Carlos sehr viel Würde und Glanz geben wird." Und diese Erwartung täuschte ihn nicht. Don Carlos gehört ohnstreitig zu den vorzüglichsten Erzeugnissen unserer dramatischen Literatur. Obwohl er bey seinem ersten Ausfluge in die Welt (1787) mit dem Götheschen Meisterwerke, Iphigenia in Tauris, fast zu gleicher Zeit erschien, war dennoch der Eindruck, den er hervorbrachte, allgemein eben so ehrenvoll für den Verfasser. Besonders gewährt dieß Stück dem Kunstverständigen einen überraschen-

den Genuß. Wenn der Dichter der Räuber, des Fiesko, und des Schauspiels Kabale und Liebe, bey allen unverkennbaren Talenten für die dramatische Dichtkunst, von einer allzu zügellosen Phantasie, und einem, wenn man so sagen darf, falschen Shakespeareanismus geleitet, doch mehr Wesen seiner dichterischen als der wirklichen Welt aufstellte, und in seinen Charakteren mehr Zerrbilder als wahre Naturkopien malte; wenn der Entwurf zu seinen Schauspielen mehr ein buntes Gewirr von sich durchkreuzender Vorfälle und Begebenheiten als ein wohlgeordnetes, mit sich selbst übereinstimmendes Ganzes war; wenn sein Darstellungs-Talent sich mehr in der Vortreflichkeit einzelner Situationen, als in der Behandlung des gesammten Stoffes bewieß; wenn Schwulst, Prunk und grotesker Bilderkram oft die Sprache der Natur und Empfindung vertraten: so zeigte sich im Don Carlos die Phantasie des Dichters auf einmal mäßig und gezügelt; so enthüllte sich, statt des falschen Shakespeareanismus, ächtes Studium des unsterblichen Britten, so erschienen in ihm Wesen aus der wirklichen Welt, Charaktere, geschaffen nach Menschenbilde; so entsprach das Ganze einem durchdachten, gereiften

Plane; so glänzte das dramatische Talent des Dichters nicht bloß in einzelnen Situationen, ndern auch in der ganzen Anordnung des Stoffs; so sprachen die vorgeführten Personen rößtentheils im Geist und Sinn ihrer Charak- re, der Leidenschaft und der Natur. Ein so aſches, hohes Fortrücken des Schiller'schen Ta- nts in den Mysterien der schönsten poetischen unst mußte den Kenner eben so sehr erfreuen, s es ihn überraschte, und es war wohl nichts atürlicher, als daß der Dichter so einem Werke ne ganze Aufmerksamkeit schenkte, es nach al- n Forderungen der Kritik prüfte, und, nach eser Prüfung, seine Fehler, wie seine Schön- it, des Künstlers würdig zergliederte. —

Sittlicher Endzweck der Dichtkunst ist keine imäre, aber sie erreicht ihn nur durch die hterische Vortreflichkeit ihrer Darstellung, und ihr, wie in allen schönen Künsten, wird der ten Absicht zu Gunsten durchaus nichts von ser Forderung dichterischer Vortreflichkeit erlas- , weil die gute Absicht selbst hier nur durch erreicht werden kann. Im Don Carlos ist es auf die Erregung der schönsten Empfindungen d Veredlung der Leidenschaften angelegt und der dzweck erreicht. — Von der Oekonomie des Stük- hier kein Wort. Mit ihr hat sich die Kritik

bereits hinlänglich beschäftigt. Die Charaktere sind es, die hier einer Erwähnung würdig sind, sie sind vortreflich gedacht und ausgeführt. Und unter diesen vorzüglich Philipp, Posa, Elisabeth und Carlos. Zu den vollendetsten gehört Philipp. Wie ein Charakter historisch treu, und doch nach den Zwecken der theatralischen Kunst modificirt, dargestellt; wie eine Art Ungeheuer in der Geschichte, durch die Umgebungen, in denen es der Dichter erscheinen läßt, durch die Grundsätze, die ihm durch Erziehung gleichsam aufgezwungen worden; durch die diese Grundsätze nährenden und befestigenden Gesellschafter, die er ihm giebt; durch den die ihm eigenthümlichen Leidenschaften und Neigungen mächtig bewegenden Geist der Zeit seiner Ungeheuerheit entkleidet, der Menschheit näher gebracht, und so dramatisch gebildet werden müsse, darüber giebt der Schiller'sche Philipp den vollständigsten und belehrendsten Unterricht. Die schwindelnde Höhe von Herrschermacht und Gewalt, auf der er, als „der reichste Mann in der getauften Welt," als der Fürst steht, „in dessen Staaten die Sonne nicht untergeht;" die Geistes- und Charakterbildung, die er durch einen Großinquisitor erhalten, die falschen Begriffe von Religion und Rechtgläubigkeit, die

erächtlichen Vorstellungen von Menschenwerth
nd Menschenbestimmung, die dieser ihm einge-
öst hat; die Alba und Domingo, die seinem
hrone die nächsten sind, die ebenfalls Zöglinge
eses Blut- und Unterjochungsgeistes, nun ein-
al diese Lehren und Vorstellung in ihm auf-
cht erhalten, sie bis zur Charaktereigen-
ümlichkeit erheben, und dann durch sich
bst begründen; der Geist des finstern Aber-
aubens, der ihn trotz aller übrigen Züge von
bstständiger Herrschergröße, trotz so manchen
ufrufs einer bessern Natur, drückt, und einengt;
d dann wieder der Geist des Rechts und der
ernunft, der sich gegen diese empörende Unter-
chung der Menschheit auflehnt, und Völker
d Länder seinem despotischen Scepter zu ent-
ssen droht; der selbst in dem Erben seiner
rone mächtig emporstrebt, und ihn als einen
eschützer und Beförderer dieses seine Fesseln
brechenden Wahrheit- und Vernunfteifers an-
ndigt, wie natürlich und menschlich machen sie
, diesen Philipp, zu dem eisernen, durch kei-
n Laut der Menschheit in und um sich zu
chütternden Despoten; so lange er die Men-
en um sich her wirklich nur als „Zahlen"
t, so lange „ihre zahmen Laster, beherrscht
n Zaume, nur seinen Zwecken dienend;" so

lange er glaubt, daß, wie ein Mensch, fühle
„der Welt seines gleichen zugestehen," heiß
so lange jedes Streben der Menschheit um ih
Rechte zu behaupten, die seinen Vorstellung
von der menschlichen Natur widersprechen, ih
entweder, als Schwindelgeist, oder als ei
wahnsinnige Verirrung aus dem angewiesen
Geleise, als ein Hochverrath an seiner Kro
als eine Empörung gegen die Heiligkeit sein
göttlichen Salbung vorgespiegelt werden! Da
kommt, daß er, so sehr er auch der Menschheit u
ihren Gefühlen entronnen zu seyn wähnt, d
in Verhältnissen sich angegriffen sieht, in de
er sich einen sterblichen Menschen empfind
in seinen Verhältnissen, als Gemahl und Va
Mehr als jemals, müssen jezt Argwohn und M
trauen in seinem Charakter herrschende Z
werden, mehr als jemals, seine Zweifel an d
Menschheit, und seinen Unglauben an mensch
Tugend regen und begründen. Die einzige
gend, an die er Glauben hatte, seines Wei
Tugend, erscheint ihm zweydeutig; seinen eige
Sohn hat er in dem Verdacht einer blutsch
derischen Liebe. Von solchen Furien gefol
wie begreiflich wird da sein Handeln in die
Glauben und jeder schauerhafte Ausbruch se
empörenden Leidenschaft! Und, wenn diese Fu

ſich vollends, Gewißheit täuſchend, an ſein Herz werfen, wie menſchlich wird dann ſelbſt die gräßliche Verirrung ſeiner menſchlichen Natur, die ihn ſagen läßt:

— — — — Es fließe Blut!
— — — — Ich kenne
Mich ſelbſt nicht mehr, ich ehre keine Sitte,
Und keine Stimme der Natur, und keinen
Vertrag der Nationen mehr!

Argwohn, Mißtrauen, Furcht und Eiferſucht machen ihn zum Tyrannen, Empörungen gegen ſeine Krone, die Kirche und den Staat, Verrath an ſeinen heiligſten Rechten, als Gemahl und Vater, erfüllen ſeine Seele mit Blutgedanken; die Verächtlichkeit der Menſchen um ihn her entfremden ihn von der beſſern, menſchlichern Natur in ihm. Dennoch entmenſcht ihn dieß alles nie ganz, auch mitten in den wildeſten Ausſchweifungen ſeines vom Sturm der Leidenſchaft ergriffenen Geiſtes, erblicken wir manchen Rückfall in die Menſchheit, von der er ſich aus, durch ſchlimme Erfahrung befeſtigten Grundſätzen, ſo gern losmachen möchte; ſehen ihn mehr, als einmal als in dem drückenden Gefühl, allein zu ſeyn auf einem Throne, das Bedürfniß enthüllen, einen Menſchen um ſich zu haben, ihn ſchmerzlich ringen nach einem ſich ihm anſchließenden Herzen. Und, als nun

in Posa der Mann vor ihn tritt, in dem er zum erstenmal die Würde der menschlichen Natur erblickt, der furchtlos, frey und kühn; aber bescheiden, und rein aus der Fülle seines Herzens und seiner Ueberzeugung, ihm die Nichtigkeit seiner Regierungsmaximen, die Unstatthaftigkeit seiner Vorstellungen von den Menschen und ihrer Bestimmung entwickelt; ihm, nicht achtend, was er dabey wagt, ohne alle Rücksicht auf Gewinn und Vortheil, und des Despoten besserer Natur vertrauend, warm und feurig in dem hellen Spiegel der Wahrheit das Bild eines gröſsern, erhabenern Fürsten vorhält, als er bisher gewesen; ihn, als den Genius der leidenden Menschheit, dieser gröſsere Fürst zu seyn, auffordert, und durch diese menschenlose Enthüllung seines eigennutzfreyen, blos um und für Wahrheit denkenden, redenden und handelnden Charakters jeden Zweifel, jedes Mißtrauen in ihm löset; wie erwärmt fühlt er sich auf einmal von diesem tugendhaften Schwärmer, in dem er, allen seinen Zweifeln zum Trotz, in dem langen Laufe seiner Regierung dem ersten wahren Menschen begegnet, und das Bedürfniß seines sehnenden Herzens befriedigt sieht! Mit einem Vertrauen, das ihm bis jezt ganz fremd war, mit einer Herzlichkeit, die er nie empfand, giebt er sich

dieſem anerkannten Menſchen hin, überläßt ſich ſogar ſeiner Leitung, und fühlt zum Erſtenmale auf ſeinem Throne ſich nicht allein. Von nun an kömmt ein milderer menſchlicherer Geiſt über ihn, der nur durch die fürchterlichen, Wahrheit ähnlichen Entdeckungen über ſeine häuslichen Verhältniſſe wieder aus ſeinen Gränzen gedrängt wird. Und doch, auch in dieſem erſchütternden Aufruhre ſeiner Leidenſchaften bedarf er nur des Anblicks dieſes Menſchen, und die Stürme ſeines Buſens legen ſich, ſein Herz öffnet ſich wieder der Stimme der Menſchlichkeit, und ſein Glaube an menſchliche Tugend kehrt zurück; er hält ſich ſeines Glückes, ſeiner Ruhe wieder ſicher, ſobald der Einzige ihm wieder nah iſt, der ihn den Menſchen von ſeiner ehrenvollen Seite kennen gelehrt hat. Wie viel ihm dieſer Menſch geweſen, enthüllt er in den erſten Ausbrüchen ſeiner Reue über den von dem edlen Schwärmer ſelbſt herbeygeführten Mord, in den erſten Ergießungen des Schmerzens über den Verluſt des ſich ſelbſt, aber nicht für ihn opfernden Todten. Er vergißt in dieſen erſten Gefühlen ſeines unerſetzlichen Verluſtes den Verrath des Gemordeten an ſeinem Herzen, ſeinem Vertrauen, und nur der eine Gedanke, daß er nicht mehr iſt, ergreift ſein wieder verarmtes, ver-

waßtes Herz. Der einzige Mensch, dem er sich vertrauend aufschloß, den er achtete und liebte, der „seine erste Liebe, ihm theuer, wie ein Sohn, war, in dem ihm ein schöner neuer Morgen aufgieng," ist gestorben, ohne Glauben an ihn, hat ihn verworfen für einen andern. Aber eben dieser unbarmherzige Verrath an seiner ersten Liebe, dieser heillose Betrug seines Herzens, verwandelt auch bald seinen Schmerz in Bitterkeit. Dieser Schwärmer, fühlt er, liebte nur die Menschheit, nicht ihn, nicht Carlos; nur aus Liebe für die Menschheit opfert er den alten Mann dem Jünglinge. „Des Vaters untergehende Sonne lohnte das neue Tagewerk nicht mehr, dem „nahen Aufgange des Sohnes ward es verspart." Diese Betrachtung verkehrt auf einmal seine Liebe in Haß, seinen Schmerz in Rache; seine alte Erbitterung gegen die Menschen kehrt zurück. Die Menschheit, der der Schwärmer ihn zum Opfer brachte, mag nun für ihn büßen! Durch die bitterste aller Kränkungen empört, werden nun seine Gedanken nur Blut und Verwüstung, Vernichtung der schönen Träume von Menschenglück, für die Posa starb. Wie ein Thor soll er gestorben seyn, und mit ihm jede Hoffnung die auf seinen nahen Hintritt gegründet war

Noch lebt er, sein Leben soll Tod werden für den Helden jener Hoffnungen. So entsteht der gräßliche Entschluß zu Carlos Ermordung in Philipps Seele aus hoch empörter Leidenschaft, aus tief gereizter Bitterkeit des Herzens, und wird zur That durch immer höhere Reizungen von innen und außen. Seiner alten argwöhnischen, den Menschen mißtrauenden Natur, der alten Oberherrschaft, der alten Vormundschaft seiner Religionsmachthaber zurückgegeben, wieder klein und unterwürfig der Glaubensdespotie, entfremdet er sich auch wieder von seinem bessern Geiste; unterdrückt er die lautmahnende Stimme der Menschlichkeit vor den Aufforderungen des Kezzer- und Blutgerichtes, und sanktionirt den schrecklichen Mord des Sohnes; aber, ohne nur als ein entmenschtes, unserer Natur völlig fremdes Ungeheuer, zu erscheinen; sondern, trotz seiner Ausartung, menschlich gedrängt, statt Abscheu, uns sogar Mitleid einflößend, uns psychologisch unterrichtend, und, nach Aristoteles Forderung, die Sitten reinigend.

Philipp gegen über steht Marquis Posa, der Liebling des Dichters in diesem Drama. Man darf ihn keinesweges für ein idealisches, über die menschliche Natur zu sehr erhabenes Wesen halten. Mehr, als eine Menschlichkeit, zeigt

An der menschlichen Natur verwandt, und selbst seine Grösse ist eine menschliche, nicht zum Erstenmale auf Erden erscheinende. Solche Meinungen, Gesinnungen und Gefühle haben schon mehrere edle Enthusiasten beseelt, schon öfter haben für sie ausgezeichnete Menschen sich aufgeopfert. Eben so wenig darf uns dieser Charakter, als Charakter in Philipps Zeitalter, fremd und unwahr scheinen. Wären die Gesinnungen, Meinungen und Gefühle so gebildet, so klar entwikkelt, so lichtvoll überzeugend, so besonnen zur That strebend, wie sie Posa äußert, unter mehreren Personen seines Dramas vertheilt; wäre dieser Geist des freyen Denkens und Handelns, wie er sich in Posa verlebendiget, als öfter verbreitet, als weit um sich greifend, aufgestellt: so möchte er allerdings dem Zeitalter, in dem, und dem Orte, an dem er sich enthüllt, widerstreiten, da weder in dem einen, noch an dem andern diese Ideen so ausgebildet und vollendet im Umlaufe seyn konnten. Aber, daß ein einzelner Mensch, und ein so ausserordentlicher Mensch sie hat, und in Thätigkeit sezt, ist nicht nur nicht unnatürlich; — sondern sogar sehr natürlich. Regte sich denn dieser Geist des Aufstandes gegen weltliche und geistliche Unterdrückungen nicht dunkel,

dem Gefühle nach, in Tausenden; und trieb sie sogar zur thätigen Auflehnung dagegen? Warum sollte sich dann nun dieser Geist nicht in Einem Menschen vollendet ausgebildet, zum hellen Verstand und Herz gleich erwärmenden Lichte, zum planvollen Thateneifer, zur, die Rettung des unterdrückten Menschengeschlechts schleunig fördernden Wirksamkeit haben entwickeln können? Warum sollte es unter den tausend zur Freyheit Erwachenden nicht Einen Menschen gegeben haben, der mit hervorstechender Kraft ausgerüstet, mit überlegenen Talenten, mit gereifterem Verstande, und ergreifenderer Wärme, als seine übrigen Zeitgenossen, sich geboren gefühlt hätte, der seufzenden Menschheit ein neuer Heyland zu werden, besonders, wenn er durch seine äußere Unabhängigkeit, durch die Vergewisserung, daß der Wille, der Wunsch von Tausenden ihn kräftig unterstützen werde, auch die Mittel zur Ausführung in seiner Macht fühlte? Ein solcher aber ist Posa. In der Lage, in die ihn der Dichter setzt, konnte er nicht nur werden, was er wird, er mußte es sogar. Alle Köpfe um ihn gähren, Vernunft und Vorurtheile sind im heftigen Kampfe mit einander, die Meynungen schwanken, die Wahrheit erwacht, ein dämmernder Morgen! Da steht er zw. n

Licht und Finsterniß, Zeuge der allgemeinen Gährung, des heftigen Kampfes, des den Tag ankündenden Dämmerlichtes. Einem Geiste, wie dieser, kann ein solcher Mittelzustand zwischen Erkenntniß und Irrthum nicht genügen, er tritt beyden näher, ergründet den Irrthum, begründet die Erkenntniß; nun wird er Mitkämpfer, besiegt das Vorurtheil, heiligt sich der Vernunft. Durch sie verwandelt er sich die schwankende Meinung in Ueberzeugung, ihre Anarchie in Herrschaft der anerkannten Wahrheit; und, je wohlthätiger die gefundenen Güter sind, je erquickender das Licht, das ihn nun anstrahlt, je erhabener die Kraft ist, die er sich gewonnen hat, und je mehr er in dieser Kraft isolirt dastehet: desto theurer werden ihm diese Güter, desto lebendiger liebt er dieses Licht, desto feuriger übt er diese Kraft, desto mehr fühlt er das Bedürfniß, durch sie zu wirken, zu schaffen, zu retten, und zu beseligen! Gerade das finstere Zeitalter also mußte in einem Menschen dieser Lage, mit diesen Gaben, solche Kräfte vorzüglich wecken und entwickeln; gerade das Elend der Sklaverey und des Aberglaubens um ihn her, ihn zu solchen Entschlüssen und Thaten treiben. Aus diesem Thaten- und Feuereifer für Wahrheit, Licht und Recht wird es denn auch natürlich,

daß er mehr ein Freund der gesammten Menschheit, als eines einzelnen Menschen, daß die Liebe für seinen Freund der Liebe für das Menschengeschlecht untergeordnet ist. Er liebt ja seinen Freund nur um jener Liebe willen, um der Hoffnung willen, die er von ihm hat, daß er diese Liebe mit ihm theilen, und von der Höhe, auf der er steht, durch das Vermögen, das seine künftige Bestimmung ihm dazu in die Hand giebt, zur Realisirung seines Menschenparadieses wirken werde. Um eben dieser Liebe willen, nährt er sogar die Leidenschaft des Sohnes für die Mutter; sie soll ihm, da er den Tugendhaften, Welt- und Bürgerglück warmsehnenden Charakter der Königin kennt, ein Zunder der edlern Liebe für die Menschheit werden, durch die er seinen Freund zum Schöpfer einer neuen Erde machen will. Um dieser Liebe willen giebt er sogar, da er sich in seinen Hoffnungen, Carlos Leidenschaft zu einer edleren hinzuleiten, betrogen sieht, seinen Freund eine Zeit lang auf, und schließt sich an dem ihm vertrauenden, von seinen Ideen erwärmten Philipp, weil in dem Augenblicke der Begeisterung, in den der so unerwartet der Menschheit näher tretende Despot ihn versetzt, dieser ihm für die Beschleunigung seines Menschenparadieses empfänglicher scheint.

Er wird dem Freunde untreu, weil er der Sache der Menschheit noch getreuer ist, und dieser durch Philipp nun zu werden hofft, was er ihr durch Carlos, von seiner verderblichen Leidenschaft entnervt, nun sobald nicht werden kann. Nur dürfte es mit der sonstigen Offenheit seines Charakters streiten, daß er dem verlassenen Freunde so ganz und gar keinen Wink von dieser seiner Untreue und den Gründen derselben giebt; daß er ihn auch nicht den kleinsten Blick in seinen Plan mit dem Despoten thun läßt; daß er sogar sein vertrautes Verhältniß mit dem Könige leugnet, falscher Winkelzüge sich bedient, des Freundes so gerechter Forschgier zu entgehen; ja, was noch mehr ist, durch die Abtrotzung gefährlicher Papiere, zu der er nur sehr laue, unstatthafte Gründe angiebt, den Freund seiner Jugend an sich irre macht, daß er trotz der tödtlichen Unruhe, von der er den ehmaligen Helden seiner Träume gefoltert sieht, nicht das Mindeste thut, ihn zu beruhigen.

Das ist ganz der Natur seines, von Weltbeglückung schwärmerisch ergriffenen Feuergeistes getreu. In dieser Begeisterung pflanzt sich seine Liebe für das Menschengeschlecht auch auf Philipp über. Er handelt für ihn, weil er in ihm auch für die Menschheit zu handeln glaubt; han-

delt aber, wie ein Begeisterter, rasch, unbesonnen, übereilt, und spielt zuletzt ein Spiel, das er verlieren muß. Jezt erwacht er, und Philipp sinkt wieder in seinen entblendeten Augen. Er giebt ihn auf, denn er fühlt, er kann ihm nichts seyn. „In diesem starren Boden blühen keine seiner Rosen. Nur in dem alten Freunde reift Europens Verhängniß.“ Und daß es durch ihn reife, übergiebt er ihn dem Herzen der Königin, daß sie ihn liebe, aus Liebe zu den Menschen, zu dieser Liebe auch ihn wieder entflamme, ihn, den zu retten, und für diesen Zweck zu retten, er sein Leben opfert. Dieser Opfertod würde die ihm gemachten Vorwürfe von Gewaltsamkeit und Unnatur verdienen, wenn er das Resultat der Ueberlegung, eines kalten Entschlusses wäre; aber er ist das Erzeugniß einer bedrängten Situation, die sein zu rascher Enthusiasmus herbei geführt hat, einer höchstgespannten Stimmung seines Geistes und Herzens, in der er ihm, als das einzige und letzte Mittel zur Retturg seines Weltparadieses und des Freundes, der es schaffen soll, erscheint; die Geburt eines schwärmerischen Heroismus; also wohl ausserordentlich und romantisch; aber nicht gegen Natur und Wahrheit streitend.

Die Königin könnte man einen weiblichen Posa nennen. Auch ihr ist die Sache der Menschheit Alles, der Liebe für sie hat sie der sterblicheren Liebe für den geliebten Jüngling geopfert, wenigstens gestrebt, dieses Opfer ihr zu bringen. Durch sie allein vermag sie es, bey diesem großen Verluste ihres Herzens noch glücklich zu seyn. Nur um dieser Liebe willen liebt sie noch und erschrikt nicht vor dieser heiligen Liebe ihres Herzens. Diese Lebe ist es, die zu Carlos spricht, als sie zu einer Zusammenkunft mit ihm gedrängt und überrascht wird; diese Liebe weiset seine verwegene Leidenschaft würdevoll und siegend in die Gränzen der Pflicht; diese Liebe ist das große Thema ihrer Unterhaltung mit ihm; mit dieser Liebe überwältigt sie sein Herz zu dem Heldenentschlusse, zu siegen über sich selbst, zu der edlern Anhänglichkeit an ihr, Schöpfer eines Menschenglücks zu werden, das sie nur wollen, nicht schaffen kann. So ist sie, was Posa ist; aber in dem Geiste ihrer sanftern weiblichen Natur, nicht mit dem flammenden, unaufhaltsam fortreissenden Feuereifer des enthusiastischen Jünglings; weiblich zart die Mittel wählend, keines ergreifend, als das ihr nicht so ganz rein scheint als die große Sache, für die sie sie wählt; auch zu dem edelsten

Zwecke jeden Schleichweg ihrer und ihres Plans unwürdig achtend; frey von jeder Proselytensucht, und darum auch dem Freunde, wie ihrer Sache immer treu; lebendig erwärmt; aber ohne Posas Schwärmerey, und deswegen auch für die schnelle Begeisterung des Augenblicks sicher; kein Mittel zur Ausführung ihrer Lieblingsidee nur darum ergreifend, weil es ihr in einer raschen Täuschung das nächste, das beschleunigendste zu seyn scheint; auch in der Fülle ihres ergriffenen Herzens noch ruhig prüfend. Sie scheut selbst die gewaltsamsten Mittel, wenn sie nothwendig sind, nicht nur müssen auch diese lauter, wie ihr Zweck, offen, von jeder Zweydeuteley frey seyn; keine Person muß dabey zum blinden Werkzeuge dienen, kein Vertrauen dabey gemißbraucht, kein Mensch durch falsche Vorspiegelungen zur Mitwirkung betrogen werden. Daher bebt ihr reiner Sinn vor Posas ihr nicht ganz lauter scheinendem Benehmen gegen Philipp zurück, sie erklärt es geradezu für unredlich, und faßt nicht, wie sein sonst so edler Stolz sich zu diesem Amte borgen kann. Nur, da Posa ihre Zweifel zum Schweigen bringt; da er ihr sagt, daß der König nicht betrogen werden, daß ihm redlicher gedient werden soll, als sein Auf-

trag an sie gebietet, faßt sie wieder Vertrau
zu ihm, und dem Plane, den er ihr vorleg
Dieser Geist einer durchaus offenen und trugl
sen Seele. einer durchaus reinen Weiblichk
enthüllt sie selbst in dem Geständnisse, daß
dem König über ihr Verhältniß mit Carlo
und seine Neigung für ihn, ablegt. Oh
Schuld zeigt sie sich, ohne Rückhalt, wahr u
freymüthig. So verharrt sie bis ans End
wirkend für Posas und ihre Sache, aber i
Geiste ihres zarten Rechts » und Sittlic
keitsgefühls. —

Carlos ist zwar, dem Titel nach, d
Held des Drama; aber nicht in der Tha
Daß er es nach dem ursprünglichen Plan
werden sollte, sieht man aus den ersten Akte
Diesen nach war ihm die männlichere Roll
des selbst durch seine Liebe für Elisabeth zu
Heil seines Vaterlandes und seines Volkes thä
tigen Heroen zugedacht. Dem schon auf d
hohen Schule zu Alkala, beschwornem Bund
treu, sollte Spanien wieder die Rechte d
ältern Liebe erhalten, und sein Jahrhundert
die Schranken fordernd, Handeln sein Leben
lauf seyn. Aber auf einmal weicht des Dic
ters Herz von seinem bisherigen Lieblinge, Pos
gewinnt seine Liebe, und von diesem Auge

blicke an, läßt er seinen alten Helden fallen; er wird blos das Spiel eines blinden, die ganze Welt vergessenden, und nur in seiner Liebe lebenden Leidenschaft. Ein liebesiechtes Wesen erschlafft jede andere Thätigkeit in ihm; er winselt, wo er handeln soll, wird, statt eines wirkenden, blos ein leidender Held. Ihm bleibt von der Größe seines Charakters, die er uns in den ersten Akten, selbst in den Verirrungen seiner Leidenschaft entwickelt, nichts als der hohe Glaube an die Treue und Tugend seines Freundes, so zweydeutig ihm auch beyde erscheinen. Aber selbst diese Größe schimmert mehr, als sie leuchtet; denn auch sie ist, zum Theil, nur das Resultat seiner verweichlichten, erschlafften Natur. Er hat nur Thränen für männliche Thatkraft. Posas Opfertod, der Tod für ihn und die Sache der Menschheit, giebt ihm seine wahre Heldenkraft wieder. Jezt erst fühlt er, wie sehr er sich selbst durch seine verderbliche Leidenschaft verloren gegangen. Nun erst erwacht die höhere Liebe in ihm, nun erst ergiebt er sich ihr; denn sie allein kann ihn für den unersetzlichen Verlust entschädigen, den er durch diesen Opfertod leidet. Nun liebt er nur sein bedrängtes Volk, hat keine Begier, als dieses von Tyrannenhand zu retten. Aber so

ist seine Größe auch hier nur Posas Werk; so bedurfte es dieses gewaltsamen Stosses, ihn wieder zum Manne zu machen, und Posa allein bleibt der wahre Held des Drama's. — Die Scenen mit dem Pagen der Königin und die darauf folgende mit der Fürstin Eboli gehören in gewisser Rücksicht zu den vorzüglichsten des ganzen Werks. —

Die Charaktere des Großinquisitors, der Eboli, des Herzogs Alba und des Domingo verdienen auch noch einer besondern Erwähnung. Der Großinquisitor ragt hier am meisten hervor. Furchtbar ruht auf ihm der Geist seines Ordens, des Bluts- und Ketzergerichtes, dessen Oberhaupt er ist. Eine schauderhafte Feyerlichkeit giebt ihm sein hohes Alter und die Dichtung, daß das Licht seiner Augen erloschen ist. Sein schon erstarrtes Herz hat nun noch einen Zugang weniger für das Gefühl der Menschlichkeit, und eiserner sind dadurch seine die Menschheit empörenden Grundsätze geworden. So grau und blind geworden in Blutmaximen seines Mordgerichtes ist er, so sehr er uns zurückschreckt, doch nur, was er werden mußte. Der Charakter der Eboli würde mehr Wahrheit haben, wenn ihn der Dichter nicht einem so jungen, noch im ersten Lenze des Lebens blühenden Mädchen ge-

geben hätte; ihm scheinen die Künste der verschlagendsten Koketterie, die des weiblichen Zartgefühls so sehr beraubte Sinnlichkeit, der gänzliche Mangel an Schaam, mit dem sie sich Carlos schriftlich, und bey ihrer Zusammenkunft mit ihm auch mündlich anträgt, so deutlich und unverhüllt zu einer Schäferstunde auffordert, gar zu fremdartig, und selbst die Rache, die zu befriedigen, sie ihre Jugend und Schönheit einem grauen Wollüstling aufopfert, allzunnnatürlich. Nur einer geübten, aus dem Frühlinge des Lebens schon geschiedenen, in diesen verderblichen Künsten gereiften Buhlerinn können Geständnisse, kann eine Sprache möglich seyn, wie wir sie in der eilften Scene des zweyten Aktes mit Domingo aus Eboli's Munde hören. Frühe Jugend ist dieser vollen Entartung von aller Sitt- und Schicklichkeit unfähig, wenigstens ist diese Entfremdung zu selten, um uns Glauben daran zu geben. — In Albas Darstellung erblicken wir zwar manchen spechenden Zug seines Geschichtscharakters, seines Stolzes, seiner Herrschsucht, seines Neides und Blut-Durstes; aber vollendeter, lebendiger, und, wie von dem Tode wieder erstanden, hat ihn Göthens Meisterhand in seinem Grafen Egmont aus der Geschichte hervorgerufen. Domingo endlich ist, vom Scheitel bis zur Verse, Dominikaner-Mönch, spricht

und handelt in seinem Charakter, und verleug
auch nicht in dem kleinsten Zuge den pfäffis
Geist seines Zeitalters und seines Ordens.

Was die Veränderungen in der Ausgabe
Jahr 1801. betrifft; so beziehen sie sich grö
theils auf den Dialog, der merklich, und
großer Weisheit verkürzt ist. Eine Menge
deklamatorischer Stellen sind ganz verschwun
und mehrere zu ausgesponnene, den Char
mehr beschreibende, als entwickelnde Reflexi
und Schilderungen zusammengezogen. Kurz,
Dichters Werk hat so viele Verbesserungen e
ten, als in der Gestalt, die es einmal hat,
thig, zweckmäßig, und möglich waren. —

Von Mannheim wanderte Schiller nach
sen, wo die reitzenden Gegenden ihn festhi
Schade, daß uns hier die zuverlässigen Nachri
verlassen, die wenigen selbst sind äusserst dürftig
trüglich! In Meinungen lebte Schiller,
ehe er nach Dresden gieng, bey seinem Schw
Reinwald; und von Dresden begab er sich
Leipzig oder eigentlich nach Gohlis,
schönen Dorfe bey Leipzig, wo er sich in
Umgange des edlen Buchhändlers Göschen
terte. Im Jahr 1785 ernannte ihn der H
von Weimar, dem er schon früher in

einiges von seinem Don Carlos vorgelesen hatte, zum Hofrath.

Von Leipzig gieng Schiller endlich nach Weimar, das durch das Beysammenleben so vieler der ersten deutschen Genie's noch der spätesten Folgezeit merkwürdig seyn wird. Hier lernte er Wieland und Göthe kennen und fand den Herrn von Wohlzogen, den er noch von der Akademie aus kannte. Auf einige Zeit nahm er nun auch Antheil an dem deutschen Merkur und vollendete hier die Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande (1788) (Neue Auflage 1802.) So betrat Schiller nach einigen kleinen historischen Versuchen die Geschichte mit einem Werke, das zu den größten Erwartungen berechtigte. Er zeigte alle die Eigenschaften, welche dem wahren Geschichtsschreiber unentbehrlich sind; einen tiefen Blick in das Innere der Begebenheiten und der Charaktere, eine scharfe Beurtheilungskraft in der Wahl und Anordnung der Begebenheiten, ein lebhaftes Gefühl von der Würde seines Berufs und die mit demselben verbundene Unpartheilichkeit, ein seltenes Talent den Vortrag zu beleben und anziehend zu machen, — Eigenschaften, welche ihn auf den Gipfel der Vollkommenheit geführt haben würden, wenn sie mit einer größern Gleichförmigkeit und Ein-

falt des Ausdrucks verbunden wären. Nun erschien auch die Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen aus den mittlern und neuern Zeiten, bearbeitet von verschiedenen Verfassern. Erster Band 1788. Hier findet man drei Begebenheiten erzählt; 1) die Revolution in Rom durch Nikolaus Rienzi, im Jahr 1347. 2) Die Verschwörung des Marquis von Bodmar gegen die Republik Venedig im J. 1618. 3) Die Verschwörung der Pazzi wider die Medizi zu Florenz im J. 1478, unter welchen die zweyte Erzählung am anziehendsten ist.

Auf Göthe's Veranlassung erhielt Schiller 1789 die Stelle eines ausserordentlichen Professors der Philosophie zu Jena, (im Jahr 1790 wurde er ordentl. Professor) und trat hier zum erstenmale in eigentlich gelehrte Verhältnisse und eine neue Epoche in seinem Leben. Bisher waren seine Studien nur zerstreut gewesen, eigentliche Fakultätsgelehrsamkeit besaß er gar nicht. Dafür aber hatte sein Geist was errungen, wozu der Fakultätengeist gewöhnlich sich nicht erhebt, die Idee, Kunst und Wissenschaft auf Menschheit zu beziehen und den Geist derselben durch diese Beziehung

zu veredeln — er war Humanist. Nur ein solcher vermochte den Unterschied zwischen dem Studium des Brotgelehrten und des philosophischen Kopfes so tief und wahr zu erfassen, als Schiller in seiner Antrittsrede: „Was heißt, und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?“ — „Beklagenswerther Mensch — ruft er aus — der mit dem edelsten aller Werkzeuge, mit Wissenschaft und Kunst, nichts Höheres will und ausrichtet, als der Taglöhner mit dem schlechtesten! der im Reiche der vollkommensten Freiheit eine Sklavenseele mit sich herumträgt!“ — „Wo der Brotgelehrte trennt, vereinigt der philosophische Geist. Alle seine Bestrebungen sind auf Vollendung seines Wissens gerich[illegible] seine edle Ungeduld kann nicht ruhen, bis alle seine Begriffe zu einem harmonischen Ganzen sich geordnet haben, bis er im Mittelpunkte seiner Kunst, seiner Wissenschaft steht, und von hier aus ihr Gebiet mit befriedigtem Blicke überschaut.“ — So versetzte Schiller in Begeisterung und riß durch Begeisterung den Zuhörer und Leser mit sich fort! Die ausgeführten Hauptsätze dieser Antrittsrede sind ohngefähr folgende: welch ein Unterschied zwischen dem Brotgelehrten und dem sey, der die Wissenschaften mit philosophischem Geiste studire, zur Empfehlung der

Geſchichte, die über die Brotſtudien herausgeht; vom Nutzen der Univerſalgeſchichte, und was ſie hauptſächlich von der Maſſe des hiſtoriſchen Vorraths auszuheben habe. —

Jetzt hatte er keine ernſtere Angelegenheit, als auch ſeine Kunſt und Wiſſenſchaft in ſich aufs Höchſte zu veredeln. Nicht nur fieng er an, die griechiſchen Tragiker zu ſtudiren, ſondern ſuchte auch mit unermüdetem Eifer in die Tiefen der Philoſophie Kants einzudringen, ohne der Geſchichte ſeine Forſchungen zu entziehen. Jena's Lage begünſtigt die Muſen, ſeine geſelligen Verhältniſſe ſind der Zurückgezogenheit hold; durch beides gewann die Welt an Schillers Geiſt, was er ſelbſt an Geſundheit und Leben verlor. Nie war ſeine litterariſche Thätigkeit größer: denn in wenigen Jahren beſchenkte er uns mit ſeiner Sammlung hiſtor. Memoires vom 12ten Jahrhundert an bis auf die neueſten Zeiten, neu überſetzt, und mit Anmerkungen verſehen, Jena 1790-1801 (12 Bde.), ſeiner Geſchichte des dreißig-jährigen Krieges (Leipzig 1791-93), mit dem Geiſterſeher aus den Memoires des Grafen von O. (Leipzig 1789.) und verſchiedenen, meiſt hiſtoriſchen Aufſätzen in der Thalia, welche er dabey immer noch fortſetzte. Seine Memoires, nachher ohne ihn,

wiewohl unter seinem Namen fortgesetzt, bleiben ein Werk, das für die Liebhaber und Forscher der Geschichte und Menschennatur, zumal wegen der universalhistorischen Uebersicht, Einleitungen und Anmerkungen, sehr brauchbar ist. Ueber die Geschichte des dreissigjährigen Krieges wird jeder Wielands Urtheil unterschreiben: „Sie hat so viele Leser gehabt, als es in dem ganzen Umfang unserer Sprache Personen giebt, die auf einigen Grad von Kultur des Geistes Anspruch zu machen haben. Von einem Schriftsteller verfaßt, dessen frühere Werke in der dramatischen Dichtkunst sowohl, als in derjenigen, die sich mehr dem eigentlichen Gebiete der historischen Muse nähert, große Erwartungen von dem, was sein Geist in dem Zeitpunkte seiner völligen Reife leisten könnte, erweckt hatten, übertraf sie selbst diejenigen, zu welchen man sich durch seinen Versuch in dem historischen Fache berechtigt hielt; einen Versuch, der bereits alles, was unsere Litteratur in dieser Art aufzuweisen hatte, hinter sich zurückließ, und natürlicher Weise in allen, denen der Ruhm der Nation nicht gleichgültig ist, den Wunsch erregen mußte, daß ein Schriftsteller, der bey seinen ersten Schritten in dieser neuen Laufbahn ein so entschiedenes Talent, sich zu

einem Platze neben Hume, Robertson u
Gibbon empor zu arbeiten gezeigt hatte, sich,
nicht gänzlich, doch hauptsächlich der Geschichte uns
Vaterlandes widmen möchte." — Der Geist
seher, dieser Beytrag zur Geschichte des Betru
und der Verirrungen des menschlichen Geist
dieses ganz ächt romantische Produkt, ist
Frucht der reichsten Phantasie mit einem Ge
erzeugt, der eben so leicht die verwickelten F
ten des menschlichen Herzens, als die schwers
Probleme der Geschichte auflößt, und mit d
Höchsten der Philosophie zu spielen verste
Wird dort durch eine, fast in ängstliche Neug
verwandelte, Spannung der Aufmerksamkeit u
geheimnißreiche Dämmerung die Phantasie
gezogen, so wird hier Verstand und Herz du
das höchste Interesse gefesselt. Wir ken
wohl schwerlich im Deutschen etwas, und se
in fremden Sprachen nur wenig, was an l
hafter, hinreißender Darstellung mit den mei
Scenen des Geisterssehers verglichen werden kön
das die Theilnahme der Leser aller Art in
cher Stärke erregte und fesselte. Wenn es gl
nur Fragment geblieben ist, (warum? vielle
weil sein Geist sich andere Bahnen brach,)
liest man es doch immer wieder und
mit gleichem Vergnügen, als das erstemal.

entdeckt man immer von neuem in den kleinſten Zügen Spuren des Genies und der feinſten Menſchenkenntniß, ſo bezaubert die Darſtellungskunſt, die klaſſiſche Schreibart, die eben ſo lebendig als kräftig, als in irgend einer frühern Schrift, und frey von den poetiſchen Schnörkeln im Ausdruck und der Bilderſprache iſt, die der Proſa eine ſo ſteife, ängſtliche Miene giebt. —

Unter ſo großen Arbeiten erlag 1791 ſein Geiſt, er erkrankte ſchwer, und ſchon verbreiteten Zeitungen ſeinen Tod; allein die glückliche Kunſt ſeines Arztes rettete ihn, aber nie wurde ſeine Geſundheit wieder dauernd.

Kaum war er ſo weit wieder hergeſtellt, daß er ohne Gefahr dem Dringen ſeines Geiſtes nachgeben konnte, als wir ihn mit ungeſchwächter Kraft wieder thätig erblickten. Zu jener Zeit erſchien ein neues Werk von Kant, lange noch nicht genug ſtudirt, geprüft und gewürdigt, die Kritik der Urtheilskraft, welche der Naturforſchung und Aeſthetik neue Bahnen brach. Schiller machte beſonders den, die Aeſthetik betreffenden Theil zu ſeinem Studium, welchem wir ſeine geiſtreichen Erörterungen über tragiſche Kunſt, das Erhabene, das Pathetiſche, über Anmuth und Würde, über den Grund des Vergnügens an trag'i-

schen Gegenständen, Gedanken über den Gebrauch des Niedrigen und Gemeinen in der Kunst, und seine zerstreuten Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände verdanken. Wenige haben über Kant so geschrieben, wie er. Das macht, weil er mit eignem Reichthum über die Schriften dieses tiefen Denkers kam. Ueberhaupt schreibt der immer am besten, der mit Fülle der Kenntnisse leichte Beweglichkeit der Phantasie und Geschmack im Ausdruck verbindet, durch welche Eigenschaften Schiller nicht wenig zur Verbreitung der Kantischen Ideen über Aesthetik beytrug. Seine eigenen Ansichten veränderten sich dadurch so gänzlich, daß es Bürgern freylich fast unmöglich fallen mußte, auf ihn als den Recensenten seiner Gedichte in der allgemeinen Litteratur-Zeitung zu rathen. Zwar in seinem Gedichte die Künstler, diesem, in der didaktischen Gattung, nächst der Musarion, vielleicht einzigen Werke, worinn er seinen Gegenstand nicht nach historischen Thatsachen oder philosophischen Raisonnements darstellte, sondern nach dem Einflusse, den derselbe auf sein Leben geäussert hatte, und analog nothwendig auf die Bildung jedes Menschenlebens äussern mußte, hatte er schon höhere Kunstansicht gezeigt; allein

zur reinen Idealität der Kunst erhob er sich erst durch Kant. Mit diesen Ansichten, die seinen eigenen früheren Gedichten den Stab brachen, gieng er auch an die Beurtheilung Bürgers." Die Leidenschaft der Parteyen — sagt er — hat sich in diesen Streit gemischt, aber wenn alles persönliche Interesse schweigt, wird man der Intention des Recensenten Gerechtigkeit widerfahren lassen." Wohl! hätte nur der Beurtheiler den Dichter von dem Menschen getrennt! Wenn er aber sagte, der Geist, der sich in jenen Gedichten darstelle, sey nur darum kein gereifter, kein vollendeter Geist, seinen Produkten fehle nur darum die lezte Hand, weil sie — ihm selbst fehle; so überschritt er damit weit die Gränzen seines Urtheils, und mußte nothwendig den hintangesetzten, vernachlässigten, an Gesundheit, Hoffnung und Glück verarmten Mann empfindlich kränken. Dieß zu thun, war aber freylich auch seine Absicht nicht gewesen, sondern unbedacht übte er eine Strenge gegen den Fremden aus, zu einer Zeit, da er unerbittlich streng gegen sich selbst zu werden, und auch an seine Werke den höchsten Maßstab der Kunst zu legen anfieng.

In den Jahren 1792 — 95. kamen zu Jena Pitaval's merkwürdige Rechtsfälle, als ein Beytrag zur Geschichte der

Menſchheit in einer neuen Ueberſetzung heraus, welche Schiller mit einer Vorrede begleitete. Mit Recht prieß er darinn die Pitavalſchen cauſes celebres als ein vortrefliches Buch an, um viele andere, Zeit- und ſittenverderbliche Bücher, unter gebildeten Leſern zu verdrängen.

Die Herausgabe der berühmten Zeitſchrift die Horen, welche vom Jahr 1795-1797 herauskam, beſorgte Schiller in Verbindung mit mehreren Schriftſtellern und Schriftſtellerinnen. Hier legte Schiller zuerſt ſeine gehaltvollſten Abhandlungen dieſer Zeit nieder. Es war Schade, daß jener ſchöne Verein ächter Genialität und gründlicher Kenntniß ſobald ſich auflöste, und es dem Herausgeber unmöglich machte, den Reihen der ihm ſo hold geweſenen Göttinnen länger zu führen. — Seit 1792. ſammelte Schiller ſeine in frühern Zeitſchriften enthaltenen Aufſätze und gab ſie in ſeinen kleinen proſaiſchen Schriften (5 Theile, Leipzig 1792 — 1802) verbeſſert heraus.

Schiller näherte ſich jezt dem Zeitpunkt vollendeter Reife. Das fortgeſetzte Studium der Muſter des Alterthums reinigte ſeinen Kunſtſinn, und bildete ihn zu einem beſonnenen Künſtler um. Der Antheil, welchen er an allen, von Jena aus gehenden Reformen der Philoſophie nahm, trug bey, ſeine Anforderungen an Kunſt und

Künſtler immer zu ſteigern, und ihn ſeine Arbeiten aus einem idealen Geſichtspunkte betrachten zu laſſen. Von dieſem geben beſonders die in den Horen zuerſt mitgetheilten Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen, viele in ſeinen Muſenalmanachen (Neuſtrelitz und Tübingen 1797 — 1800) befindlichen Gedichte über Kunſtgegenſtände, beſonders aber das, ohne jene Briefe kaum verſtändliche, Reich der Formen, Rechenſchaft. In jenen Briefen iſt Schiller nicht ganz Schiller; es iſt eine gewiſſe Verſchraubung darinn ſichtbar, die ihm nicht natürlich iſt, und zweifeln läßt, ob ihn damals ſeine ſo richtigen Ideen über die Gränzen ſchöner Formen, geleitet haben, welche Abhandlung wir als eigentliche Frucht ſeines akademiſchen Lehramts, zu welchem er nicht durchaus paßte, betrachten. Ungeachtet jener Verſchraubungen wäre es ſehr unrecht, dieſen gehaltvollen Briefen eine Aufmerkſamkeit zu widmen, und nicht von ihnen einen Gebrauch zu machen, wie ihn jezt faſt einzig der Verfaſſer der Original-Ideen über die Kunſt der Erziehung und beſonders der Bildung zur Sittlichkeit (Leipzig 1804) gemacht hat.

Die herrlichſte Frucht von Schillers Studium der alten Poeſie, vereint mit neuer Philoſophie

und Aeſthetik iſt unſtreitig ſeine Abhandlung üb
naive- und ſentimentale Dichtun
Hier entdeckte ſein ſcharfer Blick einen ſonſt no
nie bemerkten Gegenſatz des Antiken u
Modernen, der nicht bloß dem Poetiker höc
wichtig, ſondern auch für den Philologen, d
Geſchichts- und Menſchenforſcher, den Moraliſt
von einer noch unermeſſenen Erheblichkeit i
Welche Reformen jene Entdeckung im Gebiete d
Poetik bereits veranlaßt hat, iſt bekannt, wel
es in dieſen Gebieten veranlaſſen werde, ſt
zu erwarten. —

Wir kommen nun auf denjenigen Zeitpunkt, w
ſich Schillers dramatiſches Genie in ſeiner kräftig
Vollendung uns zeigt. Es gehört ſeit der erſt
Vervollkommnung der tragiſchen Kunſt durch
griechiſchen Schauſpieldichter, ſeit der ſcharfſinnig
Theorie, die Ariſtoteles aus ihnen abzog, durcha
zu einem vollkommenen Trauerſpiele, daß der H
ein handelndes, ſelbſtſtändiges We
ſey; daß er, wenn Unfälle auf ihn einſtürmen, ni
bloß leide und dulde, ſondern daß er gegen
Ungemach ankämpfe; nicht blos klage und ja
mere, und klagend und jammernd fremde W
kühr, nach Belieben, mit ſich ſchalten laſſe; sond
daß er ſeine Kraft aufbiete, ſich ihr zu entzieh
und thätig ſich ſträube. Es durfte ferner, ſo

ein Trauerſpiel für vortreflich gelten, die handelnde Perſon nicht mehr ſagen, als was zur Sache, zur Entwickelung ihres Charakters nothwendig war; nichts äuſſern, was nicht der Leidenſchaft, die ſie trieb, der Empfindung, die ſie regte, der Situation, in der ſie ſich befand, angemeſſen war; es dürfte nichts auf die Bühne gebracht werden, was mehr unſre Schaugier, als das Intereſſe unſers Geiſtes beſchäftigte; am wenigſten, was unſre Augen, unſre Ohren, unſre Herzen empörte, was das Theater zum Tummelplatze widernatürlicher Leidenſchaften und eckelhafter Ausbrüche derſelben machte. Auch in den höchſten Ausbrüchen der empörten Leidenſchaft mußte der Dichter ſeine Darſtellung den Geſetzen des Anſtands und der Schönheit unterwerfen, wenn er uns anziehen, und Theilnahme für ſeinen Helden einflößen wollte. Das alles iſt jezt anders, die neueſte tragiſche Kunſt ſtellt Helden auf, deren Thätigkeit mehrentheils im Handeln wollen, in Empfindungen und langen — ſo Gott will, poetiſch-ſchönen — Reden beſteht; keiner von ihnen handelt ſich aus ſeinen Unfällen heraus, ſondern läßt ſich die Nothwendigkeit treiben; ſelten ſetzt einer ſeinem Unglücke weiter Etwas entgegen, als ſchöne Phraſen und ſchönverbrämte Sentenzen,

worinn sich der Dichter selbst mehr, als der trä
gische Held den Zuschauern gefällt. Statt eine
Leidenschaft und Charakter bezeichnenden und ver
sinnlichenden Dialogs, giebt die neueste tragisch
Kunst uns oft Deklamationen, Bilderkram un
Reflektionswesen, worinn nicht die darge
stellte Person, sondern der Dichter sein
Phantasie und sein Herz erleichtert. Statt di
Handlung fortrücken zu lassen, tönen uns Elle
lange wort- und bilderreiche Tiraden und wei
läuftig ausgesponnene Räsonnements entgeger
wozu die Helden, die vor uns auftreten, wen
man ihre Situation betrachtet, der Natur nac
weder Stimmung noch Zeit haben könnten, un
wir erhalten Gemälde und Beschreibungen, d
nur in das malende, nicht das dramatisch
vorgestellte Gedicht gehören, und weder de
gegenwärtigen Stimmung, noch der Situatio
der sprechenden Personen angemessen, die Hand
lung still stehen machen, die gefordert werde
sollte. Wir sehen sogar zuweilen auf dem Thea
ter Dinge vorgehen, die allen Anstand beleidigen
und leidenschaftliche Ausbrüche, von denen wi
mit Eckel unsere Augen wegwenden; -- alle
dieses geschieht aus Uebermaaß von Genie! --
Wenn nun Schiller auch hier seinen eigene
Weg ging, und von der bezeichneten Bahn ab

wich, so fragen wir mit Recht, welches waren die Principien, die ihn bey seiner Ausübung der tragischen Kunst leiteten, welcher er, nach einem Zeitraum von sechszehn Jahren, sich wieder widmete? — Die Bekanntschaft mit jenen leitenden Principien allein kann uns, wie über das, was ihm in seinen neuesten Tragödien gelang, so über jenes, was er verfehlte, aufklären: denn er ging allerdings nicht ohne Reflexion an das Geschäft des Dichters, und ließ den Strom der Begeisterung nur innerhalb der Ufer brausen, welche der nüchterne Verstand abgesteckt hatte. Wo findet man aber diese Principien? In seinen ästhetischen Abhandlungen, wo man sie wenigstens immer gesucht hat? — Wir wollen sehen.

Die Tragödie war ihm dichterische Nachahmung einer zusammenhängenden Reihe von Begebenheiten (einer vollständigen Handlung), welche uns Menschen in einem Zustand des Leidens zeigt, und zur Absicht hat, unser Mitleid zu erregen. Darstellung des Leidens indeß, als bloßen Leidens, sey niemals Zweck der Kunst; der lezte Zweck derselben sey Darstellung des Uebersinnlichen, und die tragische Kunst bewirke dieses besonders dadurch, daß sie uns die moralische Unabhängigkeit von Naturgesetzen im Zustand des Affekts ver-

sinnliche. Soll sich aber die Intelligenz im Menschen als eine, von der Natur unabhängige Kraft offenbaren, so muß die Natur ihre ganze Macht erst vor unsern Augen bewiesen haben. Das Sinnenwesen muß tief und heftig leiden, Pathos muß da seyn, damit das Vernunftwesen seine Unabhängigkeit kund thun, in sich handelnd darstellen könne. Zwey Gesetze für die tragische Kunst gehen daraus hervor, das erste, Darstellung der leidenden Natur, das zweyte, Darstellung des moralischen Widerstandes gegen das Leiden. Die Darstellung der leidenden Natur wird dadurch, daß das Leiden des Menschen Werk seines moralischen Charakters ist, zum Erhabenen, und dieß ist auf zweyfache Weise möglich, entweder wenn der Mensch aus Achtung für eine Pflicht das Leiden wählt, oder wenn er eine übertretene Pflicht moralisch büßt. In dem ersten Falle erscheint er als eine moralisch große Person, in dem zweyten als ein ästhetisch großer Gegenstand.

Von welcher Art man nun den Gegenstand für die tragische Kunst wähle, so giebt es zwey entgegengesetzte Ursachen, welche das Vergnügen an der Rührung hindern können: wenn das Mitleid, entweder zu schwach, oder wenn es so stark erregt wird, daß der mitgetheilte Affekt zu de

Lebhaftigkeit eines ursprünglichen übergeht. Wird die Unlust über die Ursache eines Unglücks zu stark, so schwächt sie unser Mitleiden mit demjenigen, der es leidet. So schwächt es jederzeit unsern Antheil, wenn sich der Unglückliche, den wir bemitleiden sollen, aus eigner unverzeihlicher Schuld in sein Verderben gestürzt hat, oder sich aus Schwäche des Verstandes und Kleinmuth nicht, da er doch könnte, aus demselben zu ziehen weiß. — Ferner wird ein Dichter, der sich auf seinen wahren Vortheil versteht, das Unglück nicht durch einen bösen Willen, der Unglück beabsichtet, noch viel weniger durch einen Mangel des Verstandes, sondern durch den Zwang der Umstände herbeyführen. Eine blinde Unterwürfigkeit unter das Schicksal aber ist für freye, sich selbst bestimmende Wesen immer demüthigend und kränkend. Dieß ist es, was uns auch in den vortreflichsten Stücken der griechischen Bühne etwas zu wünschen übrig läßt; weil in allen diesen Stücken zuletzt an die Nothwendigkeit appellirt wird, und für unsre vernunftfordernde Vernunft immer ein unaufgelößter Knoten zurück bleibt. Aber auf der höchsten und letzten Stufe löst sich auch dieser, wenn selbst diese Unzufriedenheit mit dem Schicksale hinwegfällt, und sich in die Ahndung, oder lieber in deutliches Bewußtseyn einer

teleologischen Verknüpfung der Dinge, einer erhabenen Ordnung, eines gütigen Willens verliert.

Das Vergnügen an der Rührung wird aber auch gehindert, wenn sie, durch zu große Annäherung an den ursprünglichen Affekt, zu einem Grade ausschweift, der den Schmerz überwiegend macht; wenn sich die Vorstellungen des Leidens zu einem solchen Grade der Lebhaftigkeit erheben, der uns keine Möglichkeit übrig läßt, den mitgetheilten Affekt von einem ursprünglichen, unser eigenes Ich, von dem leidenden Subjekt, oder Wahrheit von Dichtung zu unterscheiden.

Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen.

Nichts ist geschickter, die Sinnlichkeit in ihre Schranken zurück zu weisen, als der Beystand übersinnlicher, sittlicher Ideen, an denen sich die unterdrückte Vernunft, wie an geistigen Stützen, aufrichtet, um sich über den trüben Dunstkreis der Gefühle in einen heitern Horizont zu erheben. Daher der große Reiz, welchen allgemeine Wahrheiten oder Sittensprüche, an der rechten Stelle in den dramatischen Dialog eingestreut, für alle gebildete Völker gehabt haben.

Von diesen Ideen — meinte man — hätte Schiller sich jetzt bey Ausübung der tragischen Kunst in Form und Materie sollen leiten lassen,

d seine vier Tragödien, Wallenstein, Ma-
a Stuart, die Jungfrau von Orleans
d die Braut von Messina, wären dann
va eben so viele Versuche geworden, jene
rschiedenen Ideen zu realisiren. Zurückgekommen
n der Ungebundenheit des Genies; verwerfend
bloß abenteuerlichen Geburten einer schäu-
nden Phantasie, die sich in schauderhaften Wun-
n und leidenschaftlicher Karrikatur gefällt;
ichfrey von dem konventionellen Zwange fran-
ischer Decenz; gebildet durch die ewigen Muster
Griechen; erhoben durch Philosophie zu reiner
ealität und hoher Würde; bereichert mit tiefer
ntniß des Herzens und Lebens aus der Ge-
chte; der Reichsten und Mächtigsten Einer an
chtungskraft, wie Schiller war: was durfte
n sich da nicht von seinen neuen Werken ver-
echen und was versprach man sich nicht! Vor
n Dingen aber Tragödien, welche genau die
nen Anforderungen Schillers erfüllen sollten.
r wollen sie, um des Folgenden willen, mit
m eignen Namen bezeichnen, und ethische
agödien nennen.

Durch die Gewalt seiner Sprache, die Fülle
stiger Gedanken, die kühnste, reichste, blü-
dste Phantasie, seinen tönenden Aufschwung
Erhabenen, war Schiller fast in allem, was

er ſchrieb, der Bewundrung ſicher; und auch bey dieſen neuen Tragödien war hierüber nur eine Bewunderung: über Materie und Form derſelben entbrannte aber der Streit der Parteyen deſto heftiger.

Maria Stuart mag ein Verſuch ſeyn, Erhabenheit im Leiden durch moraliſches Büſſen übertretner Pflicht, ſo wie Johanna d'Arc, dieſelbe durch freywillige Uebernahme aus Achtung für Pflicht, darzuſtellen. Unter welche Klaſſe aber, ſoll Wallenſtein gebracht werden? Weder unter jene, noch dieſe iſt er zwangfrey zu bringen. Ja ſogar, es findet ſich ſo wenig von Widerſtand eines Ueberſinnlichen gegen ein Sinnliches in dieſer Tragödie, und mithin ſo wenig auch von dem eigentlichen Gefühl des Erhabenen, daß ſie obenhin betrachtet, vielmehr eine Art von Niedergeſchlagenheit wirkt: denn frühzeitig erkennen wir in dem ſchwankenden Wallenſtein ein dem Verderben geweihtes Opfer, und indem wir ihn, Schritt für Schritt, dem blutigen Opferaltar langſam zuſchreiten ſehen, iſt uns ſo beklommen, als folgten wir einem Leichenzuge, deſſen Ende kein anderes ſeyn kann, als daß uns theure Ueberreſte einer geliebten Perſon nun auf ewig entriſſen werden; wodurch ein pathologiſcher, aber nicht äſthetiſcher Schmerz entſtehen kann. Deswegen ſoll denn dieſer Wallenſtein

rhaupt zum Helden einer Tragödie nicht tau-
. Nicht nur habe er sich durch eigne unver-
liche Schuld in sein Verderben gestürzt,
selbe durch Mangel des Verstandes immer
er herbeygeführt, sondern versinke auch, trotz
er Versicherung:

— — Es treibt der ungeschwächte Muth
Noch frisch und herrlich auf der Lebenswoge,

ine Art von Hinbrüten, welches, wenn es
auch nicht alle Kraft zum Widerstande, doch
Kolossale seines Falles verhindert.

Nicht weniger als im Wallenstein, fehlt
ller in der Maria Stuart gegen die selbst
stellten Regeln in Ansehung der Nichtschwä-
des Mitleids; ja er treibt es hier fast
noch, als dort. Gleich im Eingang ist
ch nichts gespart, um uns gegen Maria
nehmen, sogar mit hervorstechenden Farben
n verabscheuungswürdige Verbrechen von
ausgemalt, daß sie des Todes schuldig
inen muß, und, als ob wir dieß ja nicht
sen sollten, wiederholt sie Maria in ihrer
e selbst alle einzeln wieder. — Kann man
e Verstöße gegen Schillers Theorie be-
, als Schiller hier selbst begieng? Und
der Kritiker ihn, allerdings nicht unbillig,

nach jener Theorie richtete, war es ein Wunder, daß er manch ſtrenges Urtheil erfuhr? *).

Man hätte freylich vermuthen ſollen, ein Dichter von Schillers Art werde zu Abweichungen von der eignen Theorie ſeine Gründe gehabt haben, und der Mühe werth wäre es wohl geweſen, daß man dieſen Gründen auf die Spur zu kommen geſucht hätte. Sollte er vielleicht gemeynt haben, im hiſtoriſchen Trauerſpiel des Geſchichtſchreibers Treue behaupten zu müſſen? Leſſing ſagt, man ſchreibe ja das Drama nicht um des hiſtoriſchen Faktums willen, ſondern wähle dieſes, weil es ſich zu jenem eigne, und wo dieß nicht der Fall ſey, habe der Dichter volle Macht, an dem Faktum für ſeinen Zweck zu ändern. Die Erinnerung an das, was

*) In England hat die engliſche Ueberſetzung dieſes Trauerſpiels, ſelbſt bey denen, die ſonſt die wärmſten Verehrer Schillers ſind, ſehr wenig Beyfall gefunden. Es war dafür geſorgt worden, daß die Ueberſetzung in London beynahe ſo geſchwind gedruckt ward, als in Deutſchland das Original; aber ſie ward ſehr wenig geleſen und bald ganz vergeſſen. Der Gegenſtand des Stücks hätte es in England doppelt intereſſant machen müſſen. Man weiß, welche große Wirkung daſelbſt die Schilderung der unglücklichen Maria in Robertſons Geſchichte von Schottland machte. —

iller ſchon bey Herausgabe ſeines Fiesko
e, bezeugt, er habe dieſe Meinung ſehr wohl
nnt. Allein er konnte jezt vielleicht andre
chten davon haben. — Nicht doch! Er hatte
nicht; ſonſt hätte er jetzt von dieſer Dichter-
eit gar keinen Gebrauch gemacht. Wenn
ber Butler das Komplott zu Wallenſteins
de machen läßt, welches doch eigentlich
lie zum Urheber hat, wenn er Butler und
on ganz anders ſchildert, als der Hiſtoriker,
ſie auf ganz andre Weiſe in die Begebenheiten
eifen läßt; wenn er in der Maria Stuart
Herzog Franz eine Vermählung mit Eliſabeth
ner Zeit einleiten läßt, wo Franz bereits
var, und diß alles nur um der äſthetiſchen
ung willen: ſo reichen doch wohl dieſe Be-
ſchon hin, ſein Verlangen hiſtoriſcher Treue
n Kunſtwerke verdächtig zu machen, und
s die Vermuthung zu erregen, daß andre
de ihn geleitet haben müſſen, eben ſo und
anders darzuſtellen.

eine geiſtige Individualität, die
eigenthümlichen Anſichten des
ſchenlebens und der Geſchichte, —
o ſie beyſammen, dieſe anderen Gründe. Es
rlaubt ſeyn, einen Blick auf ſeine Erzäh-
der Sonnenwirth, zu werfen, um

uns die Entstehung seines Wallensteins in der vorhandenen Form zu erklären, wozu die Parallelstellen aus dem Prolog zu diesem Trauerspiele gute Dienste leisten werden.

„Wir sehen den Unglücklichen, der doch in eben der Stunde, wo er die That begieng, so wie in der, wo er dafür büßet, Mensch war wie wir, für ein Geschöpf fremder Gattung an, dessen Blut anders umläuft, als das unsrige; seine Schicksale rühren uns wenig: denn Rührung gründet sich ja nur auf ein dunkles Bewußtseyn ähnlicher Gefahr, und wir sind weit entfernt, eine solche Aehnlichkeit auch nur zu träumen. Die Belehrung geht mit der Beziehung verloren." — Wallenstein ist ein solcher.

Ihr kennet ihn, den Schöpfer kühner Heere,
Des Lagers Abgott, und der Länder Geissel,
Die Stütze und den Schrecken seines Kaisers
Des Glückes abentheuerlichen Sohn,
Der, von der Zeiten Gunst emporgetragen,
Der Ehre höchste Staffeln rasch erstieg,
Und ungesättigt immer weiter strebend,
Der ungezähmten Ehrsucht Opfer fiel.

„Man hat das Erdreich des Vesuvs untersucht, sich die Entstehung seines Brandes zu erklären, warum schenkt man einer moralischen Erscheinung weniger Aufmerksamkeit, als einer physischen? Warum achtet man nicht in

dem Grade auf die Beſchaffenheit
Stellung der Dinge, welche einen
hen Menſchen umgaben, bis der ge-
melte Zunder in ſeinem Inwendi-
Feuer fieng? Den Träumer, der das
derbare liebt, reizt eben das Seltſame und
theuerliche einer ſolchen Erſcheinung; der
nd der Wahrheit ſucht eine Mutter zu dieſen
renen Kindern. Er ſucht ſie in der un-
änderlichen Struktur der menſch-
en Seele" —

Euern Augen ſoll ihn jetzt die Kunſt,
Und euern Herzen, menſchlich näher
bringen;

in den veränderlichen Bedingun-
welche ſie von auſſen beſtimmten,
n beyden findet er ſie gewiß." — Die Kunſt
Sie ſieht den Menſchen in des Lebens Drang,
Und wälzt die gröſsre Hälfte ſeiner Schuld
Den unglückſeligen Geſtirnen zu.

überraſcht es nun nicht mehr, in dem
ichen Beete, wo ſonſt überall heilſame
ter blühen, auch den giftigen Schierling
hen zu laſſen, Weisheit und Thorheit, La-
und Tugend in einer Wiege beyſammen
nden. Eine ſolche Behandlung der Geſchichte
t ſchon darum den Vorzug, weil ſie den
ſamen Hohn und die ſtolze Sicher-

helt ausstattet, womit gemeiniglich die ungeprüfte aufrechtstehende Tugend auf die gefallene herunterblickt, weil sie den sanften Geist der Duldung verbreitet, ohne welchen kein Flüchtling zurückkehrt, keine Aussöhnung des Gesetzes mit seinem Beleidiger statt findet, kein angesteckes Glied der Gesellschaft von dem gänzlichen Brande gerettet wird."

Da Schiller auf diese Weise stets das Leben und der Geschichte dunkeln Gang beobachtete; so konnte es nicht fehlen, sie mußte auf ihn den Eindruck eines dem griechischen ähnlichen Trauerspiels machen, und von da bis zu dem Unternehmen, selbst Trauerspiele zu liefern, welche wehende Blätter aus dem großen Buche des Schicksals seyen, war nur ein Schritt. Er übernahm die Rolle eines höheren Geistes, mit kühner Hand den Vorhang wegzuziehen, der über dem Leben hängt. Erstaunt hatte er selbst die Fäden gesehen, deren unendlich zartes Gewebe die Begebenheiten verknüpft, und wollte nun nicht weiser, noch künstlicher seyn, als der unendliche Künstler: denn sollte sich der Kleinere der Motiven schämen, durch welche der Unfaßbare seine ewige Welt der Bewunderung der tiefsinnigsten Geister hinstellt!

Furchtbargroße trat hier wieder, selbſt
em Kleinen, vor ſeinen, nach dem Größten
enden, Geiſt, und damit andre Geiſter zu
üttern, wie der ſeinige erſchüttert wurde, —
war ſeine Abſicht.

Man faſſe dieſen Geſichtspunkt ſtreng, und
ird ſich in Schiller eine noch nicht bemerkte
eit finden. Zuerſt, warum er ſeine Men-
n in keine gewöhnlichen Tragödien-Helden
ndelt, — was wohl leicht genug geweſen
— ſpringt klar in die Augen; ſein Zweck
hte etwas anderes, als einen Bramarbas zum
nſtein, einen Engel zur Maria. Schuld-
hlervoll, wie beyde ſind, wußte ſeine Kunſt
hre Charaktere dadurch, daß er die wider-
nden Seiten darinn in den feinſten Ein-
punkten ſich berühren läßt, nicht nur zu
höchſt intereſſanten Studium, ſondern auch
genſtänden für die tragiſche Kunſt zu bilden.
nd warum geſtattete Schiller wohl ſelbſt,
ſcheint, dem Zufall Einfluß in ſeine Welt,
ihn doch zur Zeit ſeines Fiesko ſo ſtreng
oß? — Weil er in ſeiner jetzigen Welt noth-
ig war. Eigentlich verdient aber, was
nfall bey ihm genannt hat, ſo wenig dieſen
, als vielleicht irgend ein Ereigniß in der
en Welt: denn ſein Zufall iſt immer Werk

der Freyheit, nur plötzlich und unvermuthet eintretend, aber zu des Lebens Drang durchaus gehörig. So z. B. in den letzten Scenen des dritten Akts in Maria Stuart.

Endlich — um manches Andere zu übergehen — nur aus diesem Gesichtspunkte erscheinen diese Kunstwerke als das, was sie sind, — nicht eigentlich ethische, sondern Schicksalstragödien.

Hätten auch nie Griechen existirt, Schiller, als philosophischer Dichter, würde doch keine andern als Schicksalstragödien gedichtet haben. Sind es seine frühesten nicht ebenfalls? Zu natürlich war ihm diese Ansicht, zu eigen, als leicht eine andre zu fassen; er hätte das Schicksal zuerst auf der Bühne eingeführt, wäre es nicht schon vor ihm da gewesen. Nur nicht das Schicksal der Alten, welches man sehr wenig kennen muß, wenn man es mit dem, was Schillern Schicksal hieß, verwechselt. Schiller verstand im Grunde darunter bloß die äusseren Umstände, als bestimmende Bedingungen, geistigen und moralischen Anlagen eine solche oder solche Richtung zu geben; dieß ist ihm des Lebens Drang. Bedingung, nicht Zwang; der Charakter kann also immer noch Freyheit behaupten. Thut er es; so giebt es einen wirklichen Helden, für das Leben, wie

e Bühne: denn wir ſehen dann das ſeltne
ſpiel, daß das Ueberſinnliche ſiegend über das
che ſich erhebt oder kämpfend unterliegt (ethi-
ragödie): thut er es nicht, dann freylich iſt
n Verhängniß verfallen, eine Beute des
ſals (Schickſalstragödie). Leider befinden ſich
eiſten der Sterblichen auf dieſer Seite, ohne es
ſen. Die Schickſalstragödie übernimmt es,
ihrer ſtolzen Sicherheit zu warnen, indem ſie
ngene Charaktere aufſtellt, über welche ein
wendiges Verhängniß ergehen muß.
n Darſtellen dieſer Nothwendigkeit liegt das
dieſer Art von Tragödie, welche Schiller
aus Griechenland geholt haben kann, weil ſie
icht war. Iſt eine ſittlich, ſo iſt ſie es; er-
eine den Zweck des Trauerſpiels, ſo gewiß ſie,
dre Namen und Umſtand, ſo iſt die Rede
ir; blicke alſo nicht höhnend auf den Leiden-
ver weiß, wie wenig feſt deine eigne Sicher-
gründet iſt: ſo ſpricht ſie jeden an und erin-
ieder und wieder an das Eine Nothwendige
er Uebel Größtes iſt die Schuld.
s iſt demnach eine eigne Art von
ödie, welche Schiller hier auf die Bühne
ht hat, die nach eigenen, unſers Wiſſens
nicht geſchriebenen Geſetzen beurtheilt werden
Shakeſpear iſt ihr Vater, deſſen Lear,

Makbeth, Hamlet und hiſtoriſche Cyklen ebenfalls Furcht und Mitleiden auf dieſelbe Weiſe in uns reinigen, nicht aber uns davon befreyen.

Nur in einem einzigen Stücke Schillers findet ſich die Aehnlichkeit mit dem Schickſal der Alten bedeutender, in ſeiner, mit den Phönniſſen des Euripides verwandten, Braut von Meſſina, dem Seitenſtück zu der Jungfrau von Orleans. Dieſe iſt ein Verſuch, unſre Unzufriedenheit mit dem Schickſal durch Ahndung einer höheren Leitung der Dinge aufzuheben, jene hingegen läßt die Freyheit des Menſchen durch ein dunkles Schickſal beſiegen, indem die beabſichtigten Erfolge freyer Willkühr durch Verſchlingung äuſſerer Begebenheiten geſtört und vereitelt werden. So wurde die eine allerdings eine antike, die andere eine romantiſche Tragödie: beide aber blieben, trotz dieſes Gegenſatzes, verwandter mit einander, als es auf den erſten Anblick ſcheint. Wie durch eine Art von Inſtinkt geleitet, verwandelte Schiller das unbeugſame Schickſal in der Braut von Meſſina in eine ſtrafende Nemeſis, wodurch uns der ſüße Troſt erwächſt, der Menſch, wofern er nur dem Gott im Buſen folge, ſey wohl über das Schickſal erhaben. Dieſelbe Idee liegt der Jungfrau von Orleans zum Grunde, wie ihr eigner Jammerruf bezeugt:

Ach! aus der Freude Kreis muß ich mich ſtehlen,
Die ſchwere Schuld des Buſens zu verhehlen.

ermannt ſich indeß, ſchon da ſie durch Schuld
Verhängniß verfallen war, und zeigt ſich
als moraliſch große Perſon, welche das
ickſal beſiegt; da ſich hergegen Den Cäſar als
etiſch großer Gegenſtand zeigt, der die ewige
echtigkeit durch ſein Leben verſöhnt.

Ich der Mörder ſollte glücklich ſeyn,
Und deine heilge Unſchuld ungerächet
Im tiefen Grabe liegen — das verhüte
Der allgerechte Lenker unſrer Tage,
Daß ſolche Theilung ſey in ſeiner Welt.

g man daher dieſes oder jenes Schickſal be-
yten; ſo ergeht es uns, wie dem Chor, wir
en und erkennen, hier wie dort, dieß Eine klar:
Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht,
Der Uebel größtes aber iſt die Schuld.

wegen können beyde Tragödien auch wohl
enſtücke zu einander genannt werden, wie
ſie ſonſt auch Gegenſtücke ſcheinen: denn ſie
en die Eine Idee von ihren zwey Seiten dar.
em Weſen nach ſind ſie Schickſalstragödien,
die andern. —

Noch beſchenkte uns Schiller in der neueſten
mit Shakeſpears Makbeth: der Türan-
nach Gozzi, mit Wilhelm Tell, mit

einem Prolog (1805.) zu der Gelegenheit, als die verehrte Großfürstin zum erstenmale Weimars Theater besuchte, gedichtet, und einer Bearbeitung der Phädra von Racine. Türandot, (1802.) ein Versuch im Komischen, oder gar Burlesken, wird den Freunden des Dichters wohl nur darum vorzüglich werth bleiben, weil er diesen selbst erheiterte; da seine Bearbeitung des Makbeth (Tübingen 1801.) hingegen ein gelungenes Bestreben zeigt, den ächten Shakespear in seiner ursprünglichen Gestalt, die so selten zum Vortheil verändert wird, wieder zu geben. Es ist eine wunderbare Einheit im Shakespear; welche ungestraft nicht verletzt wird, und mit welcher Schiller so schonend umgieng, daß er selbst das, was nur der Nation und dem Zeitalter Shakespears eignet, auszurotten, Bedenken trug. Hier indeß wäre Bedenklichkeit wohl minder nöthig gewesen, als bey Handhabung der Romantik in diesem Stücke, welche Schillern weniger gelang. Die erste Einführung der Hexen zeigt uns sie als idealisirte Schicksalsschwestern, deren Sprache und Ton viel veredelt ist, und welche vorzüglich den Menschen durch Mißbrauch seiner Freiheit verderben. Wie vertragen sich aber dann die gemeinen Hexen (Sc. 2. 3. 4. Akt. 4.) mit diesen Schicksalsschwestern? — Auf jeden Fall aber

d durch die Idee von dieſen vieles im Mo-
ſchen des Stücks und auch ſonſt anders nüan-
, ja ſogar der ganze Eindruck verändert. Al-
dieß hat ſeinen Grund in Schillers
ividualität, und eine Vergleichung dieſer
rbeitung mit dem Original kann gar ſehr
en, uns darüber, ſo wie über Behandlung
r andern Tragödien Aufſchlüſſe zu verſchaffen.
Wilhelm Tell (Tübingen 1804.) iſt ein
riſches Schauſpiel in Shakeſpears großem
l, worinn Schiller ſeine griechiſchen Muſter
er ein wenig verläßt, um ſeinem engliſchen
kesbruder ganz zu folgen, auch in einer eig-
Romantik, indem er hier Gebrauch von der
nung macht, daß des Sterbenden Blick pro-
ſch in die Zukunft dringe. Ohne eine Vergle-
dieſes Schauſpiels mit den vorhergegangenen
Verfaſſers hier zu verſuchen, dürfte man doch
pten, daß es ſeinen vollendetſten an Werth
nachgiebt, ja in einigen Beziehungen ſie
ifft, und gewiß hat es den großen Vor-
mit dem es aufgenommen ward, weniger
zufälligen Reitze des wichtigen Themas,
urch die neueſten politiſchen Veränderungen
chweiz und andere Ereigniſſe der Zeit aller-
mußte verſtärkt werden, als der überdachten,
ramatiſche und theatraliſche Wirkung ächt-

künſtlich berechneten Behandlung zu danken. Einigen Vortheil indeß gewährte unſerm Dichter ſein Sûjet, den er auch mit der ganzen Macht ſeiner Darſtellung vortreflich benutzt hat. Tells That gehört auch nicht ſowohl der Geſchichte als der ganzen Menſchheit an, und was ſie auch nach ihrer nächſten Veranlaſſung wenigſtens von einigen noch bezweifelt wird, was ſie auch, wie es hiſtoriſch ausgemacht iſt, einzeln für ſich die Zuſammentreffung mehrerer Umſtände und Perſonen längſt beſchloſſene Kataſtrophe nimmer herbeyführte, ſo iſt ſie doch wie die übrigen ſie begleitenden Begebenheiten durch Alter und religiöſen Glauben ſo zu ſagen kanoniſirt und eben dadurch für die Kunſt idealiſirt. Das Gleiche gilt auch, wenn ſchon im minderen Grade von dem Boden, auf dem ſie geſchah. Man iſt es lange her gewohnt, ſich dieſen als einen poetiſchen Boden der Freiheit, ſoviel auch nach der Geſchichte von dieſer Vorſtellung immer mehr oder weniger mußte herabgeſtimmt werden, zu denken. Das Romantiſche und Idylliſche der lokalen Natur vollends und der Sitteneinfalt der alten Schweitz beſonders vollendet dieſen Eindruck. Dieß alles kam Schillern gut zu Statten, und er hat es meiſterhaft, auch das Letzte, in theatraliſcher Rückſicht, ſo vortheilhaft zu benutzen gewußt, daß eben dadurch

dieſes

s Stück einen ganz unterschiedenen Charakter
nur von seinen früheren, sondern auch vor
rn ähnlichen Stücken gewinnen mußte.
Die Uebersetzung der Phädra (1805) war die
Arbeit des Mannes, dem der deutsche Kothurn
l Treffliches aus der eigenthümlichen Fülle sei-
hohen Genie's dankt, und der, wie die bekannte
e'schen Stanzen über seinen Tod schön sagen,
sein Leben setzt an diesen Schein des Lebens.
Krankheit, die dem Dichter höhere Anstren-
gen eigener Bildung nicht gestatteten, konnte
llern vermögen, seine Muße der Verdeut-
ng eines Trauerspiels zu schenken, das zwar
Detailschönheiten, besonders an Schönheiten
Ausdrucks keinen Mangel hat, aber doch im
zen genommen, keine vorzügliche Tragödie ist.
aus Euripides genommene Fabel hat Schillern
zogen: die Vergleichung, wie der Franzose den
chen genommen, wie er ihn auch nach den
venienzen seines Theaters und seines Zeitalters
ln zu müssen geglaubt, reizte den Uebersetzer,
die oft prächtige, eben daher aber an Ort und
e nicht immer schicklichste poetische Rhetorik
für den Deutschen eine Versuchung weiter, sich
dem Franzosen zu messen. Hätte es doch die
ge Parce dem Deutschen gestattet, statt der
rsetzung der französischen Phädra eine freye

Nachbildung des griechiſchen Hippolytus im ächten Geiſte der griechiſchen Tragödie zu geben, und ſo ein würdiges Seitenſtück zu der vortreflichen Iphigenie ſeines Freundes Göthe zu liefern. Indeß iſt auch dieſe Ueberſetzung — einige kleine Nachläßigkeiten der Proſodie, der Sprache und Diktion abgerechnet — geiſtreich, gewandt, voll ſchöner Energie der Sprache, und wo der franzöſiſche Dichter das zarte Gefühl des Griechen aufgefaßt hat, eingehend in daſſelbe, mit treuer Aneignung es wiederherſtellend. X.

Noch wurde von Schillern ſelbſt vor ſeinem Tode die Sammlung ſeiner dramatiſchen Werke, welche zu Tübingen in 5 Bänden. (1805-08.) herauskam, angeordnet. Der erſte Band enthält Don Carlos, die Jungfrau von Orleans und die Huldigung der Künſte. Wenn Schiller auch nichts geſchrieben hätte, als dieſes kleine, durch genialiſche Erfindung, Phantaſie, Herz und die treflichſte Sprache gleich rühmlich ſich auszeichnende dramatiſche Gedicht, dieſes allein wäre im Stande, ſeinen Namen der Unſterblichkeit zu übergeben. So ſehr gehört es unter ſeine vollendetſten Arbeiten, und auch eine flüchtige Durchleſung — aber jede wird zu wiederholter nachdenkender einladen — muß die Ueberzeugung hervorbringen, daß freye Begeiſterung und die rückſichtloſeſte Huldigung

e ein edler Charakter dem andern sie ablockt,
ses Gedicht eingegeben haben. — Der zweyte,
und enthält die Räuber (nach der ersten Aus-
be gedruckt), den Fiesko, Kabale und
iebe und den Parasit oder die Kunst, sein
lück zu machen, nach dem Französischen.
r Verfasser des Originals ist nicht genannt.
as künstliche Spiel der Intrigue, das hier an-
bracht ist, das Marquirte einiger, wenn schon
as alltäglicher Charaktere, vorzüglich der leb-
te Dialog und die gute gebildete Sprache, die
Ganzen herrscht, erklären es mit, warum
hiller einen Theil seiner Zeit, da ihm seine
nklichkeit oft anstrengendere eigene Arbeit ver-
, die Bearbeitung dieses (ächt) französischen
hauspiels widmen konnte, indem es im Ganzen
ommen, wenig sich über das Mittelmäßige
bt. Die Aufschrift Parasit scheint auch ganz
assend; denn auch nicht ein Zug im Charakter
Helden, von dem sie abstrahirt scheint, deu-
auf den Parasit, im gewöhnlichen Sinne des
rts. Es ist bloß der Schurke, dem kein Mit-
für seine gemeinen Zwecke, zu gemein ist, sich
andere empor zu heben und auf seinem Punkte
halten. III. Band. Wallenstein. Braut
Messina. IV. Band. Maria Stuart.
kbeth. Turandot. Iphigenia. V. Band.

Wilhelm Tell. Phädra. Neffe als Onkel Menschenfeind. Semele.

Was keiner wohl wird leugnen können, ist Schillers reines Bestreben nach höchster Veredlung, und sein veredelnder Einfluß auf unsere Bühnen, der sich durch mehr idealische Formen bewährt, wodurch seine Tragödien die Aehnlichkeit mit den griechischen erhielten, daß sie in einem bedeutenden Grade episch wurden, und sich etwas mehr von der Lyrik entfernten. Nicht aber auf die Bühnen bloß erstreckt sich sein veredelnder Einfluß, auch auf unser Leben. Dieß verneinen, hieße dem Unsterblichen die Krone seines Verdienstes rauben, die doch, hoffen wir, in unvergänglichem Glanze strahlen soll. Kein Dichter der neuesten Zeit hat mehr, wenige, sehr wenige nur so viel, wie er durch die Macht des hohen, reinen Gesanges, und so kräftig, so schön, in die Bildung des Zeitalters eingegriffen. Wir schlagen zuletzt noch die Sammlung seiner, wenigstens im ersten Bande an den höchsten Maßstab gehaltenen, Gedichte auf, die uns einen sentimentalen Dichter zeigen, dessen Poesieen auf dem Boden des Tiefsinns Wurzel schlugen, betrachten sie mit gesammeltem Gemüth in ernster Stille: — was finden wir? —

Von seinen Gedichten erschien der erste Theil im Jahr 1800 zu Leipzig; der zweyte Theil im Jahr

03. (die neueſte Ausgabe des 1ten Theils iſt
n Jahr 1807., der 2te Theil, vom J. 1808.).
r erſte Theil enthält faſt lauter neue Gedichte.
ige wenige ſind aus der Thalia, die meiſten
den Horen und den Almanachen aufge-
mmen. Von den älteſten Gedichten findet man
Abſchied Hektors, die Blumen, die
ſignation und der Kampf; im zweyten
il neben den neueſten auch viele ſeiner früheren
frühеſten aus der Thalia und der im Jahr
2 zu Stuttgart erſchienenen Anthologie aufge-
mmen, und zwar ohne beträchtlichen Gebrauch
Feile. Schiller entſchuldigte dieſes Verfahren
er Vorrede damit, daß ſie nun doch ſchon ein
ährtes Eigenthum des Leſers ſeyen, der ſich
das Unvollkommne nicht gern entreiſſen laſſe,
es ihm durch irgend eine Beziehung oder Er-
rung lieb geworden, und ſelbſt das Fehlerhafte
igſtens eine Stufe in der Geiſtesbildung des
ters bezei .ne. Es ſeyen die wilden Produkte ei-
ugendlichen Dilettantism, die unſichern Verſu-
iner anfangenden Kunſt und eines mit ſich ſelbſt
nicht einigen Geſchmackes mit ſolchen Gedich-
die das Erzeugniß reiferer Einſicht ſind, hier
n zuſammengeſtellt worden, damit das Publi-
den Verfaſſer auf einmal in der Geſtalt
n lerne, in der er nach und nach vor dem-

selben erschienen sey. — Wenn manche Verehrer der Schiller'schen Muse hier auch eine strengere Wahl und strengere Anwendung der Feile vorgezogen wünschten, so findet sie doch noch reichlichen Genuß und die Aufnahme einiger ältern Gedichte ist ganz verzeihlich. Für die historische Beurtheilung seines Geistes behalten auch diese zurückgesetzten Arbeiten ein großes Interesse. Ein reicher Geist, welcher gern in die geheimsten Tiefen der menschlichen Natur hinabsteigt, eine seltne Innigkeit des Gefühls und ein großer Reichthum der Einbildungskraft leuchtet auch aus Schillers frühesten Gedichten hervor. Aber indem sie auf das lebhafteste zu dem Gemüthe sprechen, beleidigen sie oft das Gefühl des Schönen, und wie es scheint, nicht ohne Muthwillen. Oft wenn der Dichter nach dem Erhabensten strebt, stürzt er sich in den Strudel des Gräßlichen, und die Energie artet oft in eine widrige Heftigkeit aus. Der Reichthum ist oft überladen und üppig und von einem falschen Schimmer begleitet, und wo die Schönheit hervorbricht, gleicht sie weniger einem erheiternden Lichte, als einem Blitzstrahle, der für einige Augenblicke eine trübe Mischung begleitet.

Dieser kräftigen, aber verwilderten Natur, welche mehr erwarten ließ, als leistete, hat sich ein edlerer Geist bemächtigt, der sie, wie eine

ohlthätige Nemeſis, an den goldnen Zügeln
es Rhythmus lenkt. Der Geiſt der Schön-
it hat ihr ganzes Weſen durchdrungen und die
ande des blinden Triebes gelöſt. Eine heitere
d erfreuliche Schöpfung, das Werk genialiſcher
eyheit, erhebt ſich vor unſern Augen und entfal-
ſich in den mannigfaltigſten Formen. Die
unſt drängt das wild verlodernde Feuer zuſam-
en, und in ſeinem höchſten Fluge wird der Geiſt
rch jene edle Mäßigung regiert, welche ſeine vol-
dete Herrſchaft über den Stoff beurkundet. Mit
icher Beſonnenheit und Ruhe taucht er ſich in
Tiefen des Unerforſchlichen oder verbreitet ſich
rch das rege Leben, oder ſpielt mit Empfindungen
d Bildern. Die Weisheit hat hier einen Bund
t der Anmuth geſchloſſen, oder beyde ſcheinen
vielmehr zu Einem Weſen vereinigt zu haben.
aft und Zierlichkeit, Schönheit und Energie,
muth und Erhabenheit bieten ſich gegenſeitig die
nd und entzücken uns durch den Anblick eines
ſeltenen Vereins. Man wird überzeugt, daß
Sänger noch leben,

Die mit dem lebenden Wort horchende Völker entzückt,
e vom Himmel den Gott, zum Himmel den Menſchen geſungen,
lnd getragen den Geiſt hoch auf den Flügeln des Lieds.

Mit Vergnügen ſieht man den Genius, der alles darinn bezeichnet, dem jugendlichen Alter entrückt, immer reifer dem männlichen zuſchreiten; mit Vergnügen die kühne lebendige Phantaſie nun auch mit der Schönheit, und Kraft und Stärke mit der Grazie vermählt; den üppigen Auswuchs verſchwunden, und an ſeiner Stelle nährende Fruchtbarkeit; nicht bloß durch Originalität und Neuheit ſeine Einbildungskraft überraſcht, auch durch Fein- und Correktheit ſeinen Geſchmack befriedigt. — Schillers Muſe iſt ſehr reich an Mannichfaltigkeit. Bald ſind ſeine Dichtungen mythologiſch, bald didaktiſch, bald lyriſch, bald epigrammatiſch, bald gehören ſie zu der erzählenden Gattung. Aber bey aller dieſer Verſchiedenheit des Stoffes, der Form und der Darſtellung, beherrſcht doch ein eigenthümlicher, kräftiger und gehaltſchwerer Geiſt das Ganze.

So ſelten überhaupt die Erſcheinung eines Dichters iſt, welcher philoſophiſchen Tiefſinn mit allen Gaben der Muſen vereinigt, ſo ſehr finden wir uns oft in dieſen Gedichten überraſcht, einen ſcheinbar ſpröden und unfruchtbaren Stoff von der reichſten Fülle poetiſchen Lebens durchdrungen zu ſehn. Denn durchdrungen und beſeelt iſt er hier, nicht etwa bloß mit dem Gewande der Dichtkunſt bekleidet. Der Tiefſinn hat auf dem

oden der Einbildungskraft Wurzel gefaßt und
ne andere Natur angenommen, und zugleich mit
n ſchönſten Blüthen der Dichtkunſt entfaltete
ch eine edle und erhabene Philoſophie.

Zwey Gegenſtände ſind es hauptſächlich, die
n Dichter auf das lebhafteſte beſchäftigen, das
underbare des menſchlichen Lebens und das We-
n der Kunſt. Oft paart er beydes und eröffnet
ns in der Betrachtung der letztern weite erhebende
usſichten in die Geſetze, welche das Leben, ja
e Welt überhaupt regieren. Zuverläßig iſt nie
er das Weſen der Künſte etwas tiefer gedach-
s in beſeelteren Worten geſungen, nie ſind die
heimſten Geheimniſſe der Poeſie durch ſie ſelbſt
f eine glänzendere Weiſe dargeſtellt worden.
n Commentar über dieſe Gedichte würde eine
heorie der Kunſt ſeyn, und man würde mit
ewunderung entdecken, daß die Geſetze, welche
aufſtellen, dieſelben ſind, denen ſie ihre Ent-
hung verdanken.

Die Sprache in dieſen Gedichten iſt, in den
inſten wie in den größten, gewählt, edel, bil-
reich und von einem unnachahmlichen Wohl-
nge. In einigen Stücken iſt ſie ſo durchſichtig
d klar, daß man Schillers Charakter in ihnen
kennen würde, wenn er ſich nicht durch die
efe und Größe ſeiner Ideen kund thäte. Die

Versifikation ist in den meisten Stücken leicht und fortreißend und in den größern Gedichten von einer Fülle, Stärke und Vollendung, die nicht leicht übertroffen werden dürfte. So wirkt hier alles zusammen, um das Gefühl einer vollkommenen Freyheit des Gemüthes zu wecken. Leicht und willig scheint sich der Stoff der Ueberlegenheit des Genius zu fügen und die schöpferische Kraft seines Willens allein scheint die wundersamsten Gebäude der Poesie hervorgerufen, geordnet und mit dem Zauber eines idealischen Glanzes bekleidet zu haben.

Es dürfte den Freunden wohl nicht unangenehm seyn, nach diesen allgemeinen Bemerkungen einige genauer zu betrachten und vorzüglich bey denjenigen Gedichten zu verweilen, deren Inhalt, um ganz gefaßt zu werden, ein wiederholtes Stbdium voraussetzt. Diese wollen durchaus nicht bloß genossen seyn. Es ist aber auch nicht zu fürchten, daß die Analyse den Genuß ihrer Schönheit zerstöre. In Werken, bey denen Stoff und Form so durchaus einig sind, muß die Betrachtung der letztern durch die Kenntniß des erstern nothwendig gewinnen.

Die Sammlung wird mit einer kleinen Allegorie voll Anmuth eröffnet, die ihr statt der Vorrede dient. Die Klarheit und Heiterkeit der Darstellung, die zarteste Anspruchslosigkeit und der geheimniß-

volle Schleyer ſelbſt, welcher den Sinn umhüllt, haben dem Mädchen aus der Fremde auch das Herz derer gewonnen, die jenen Schleyer nicht zu lüften wußten. Und ſo muß jede Allegorie wirken, wenn ſie den Namen eines Kunſtwerkes verdienen will, ſie muß ſelbſtſtändige Schönheit mit einem treffenden und gediegenen Sinne verbinden. Aber dieſer Sinn darf kein Räthſel ſeyn, und iſt es auch in dem gegenwärtigen Falle nicht. Das Mädchen aus der Fremde iſt die Poeſie. Herbeygerufen durch die Innigkeit des Gefühls, welches die Blüthe und Anmuth der Natur zu wecken pflegt, tritt ſie zuerſt unter den einfachſten und unſchuldigſten Kindern der Natur auf, die ſie durch ihre Gegenwart beglückt und über die enge Sphäre ihres Daſeyns erhebt. Niemand weiß, von wannen ſie kömmt oder wohin ſie geht, und ihr geheimnißvoller göttlicher Urſprung kündigt ſich durch die edle Würde an, mit der ſie ſich von allem, was gemein und ſterblich iſt, entfernt. Sie beglückt die Menſchen durch ihr heiteres Daſeyn und durch die Gaben, die ſie ihnen mittheilt; Gaben, die ſie ſelbſt in überirdiſchen Gegenden, in dem Lande der Ideale, geſammelt hat. Sie ſind von der mannigfaltigſten Art, obgleich alle erfreulich und ſchön. Die einen, reizende Spiele der Phantaſie und — gleichſam die Blumen der

Dichtkunst — ergötzen durch ihre Anmuth: die anderen sind von ernsterer Art und den Früchten vergleichbar, nach denen das Alter vorzugsweise greift; während die Jugend sich mehr an jenen erfreut. Jeder hat Anspruch auf ihre Gunst; aber vor allen der Liebende. Denn die Liebe ist die Poesie des Lebens und es giebt keine Poesie ohne Liebe!

So drückt sich der Inhalt dieses Gedichts auf eine natürliche und ungezwungene Weise aus, und nur etwa in den Worten (Reutlinger Ausgabe von 1810. Seite 5.)

Doch schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm,

dürfte eine kleine Schwierigkeit übrig bleiben. Wenn man aber nur nicht an die Produkte der Poesie — welche freylich als ihre zurückbleibenden Spuren angesehen werden könnten — sondern an ihr eigenthümlichstes Wesen denkt, welches in dem besteht, was nicht erlernt und fortgepflanzt werden kann, so ist es offenbar, daß die Spuren der Poesie jedesmal mit dem Aufhören ihrer begeisternden Kraft entfliehen.

So wie hier die Natur der Poesie und ihr wunderbares Wesen durch die geheimnißvolle Verschleyerung auf der einen, und die anmuthige Heiterkeit der Darstellung auf der andern Seite, sehr glücklich versinnlicht wird, so stellt der Dichter S. 11.

Geſetze einer andern Kunſt und — indem alles
Ohne auf derſelben Grundlage ruht — die Geſe-
er Kunſt in einer idealiſchen Beſchreibung des
ges auf. In den ſeelenvollen Bildern, mit
t im Eingange der Tanz geſchildert wird,
ht man das leichte und fröhliche Schweben
iſcher Geſtalten wahrzunehmen, und die anmu-
Bewegung des Verſes kommt dieſer Täuſchung
ehmend zu Hülfe. (Original Ausg. S. 12.)
tlinger Ausg. v. 1810. S. 12.)
Seh' ich flüchtige Schatten, — —
— — —
— lebt den ätheriſchen Leib.
n der Dichter in den folgenden Verſen die
andlung der Ordnung in eine ſcheinbare Ver-
ng, und die Rückkehr zur Ordnung ſchildert
eſes ewige Zerſtören und Erzeugen der dre-
en Schöpfung — vollendet er die Be-
ung des Tanzes und ſtellt ihn zugleich in
icht eines intereſſanten Räthſels, deſſen Auf-
ihn in dem übrigen Theile des Gedichtes
ſt gt. Von dieſer Auflöſung reißt er uns zu
kühnen und geiſtreichen Anwendung fort.
Schranken einer einzelnen Erſcheinung ver-
den, und das Bild der moraliſchen Welt
s unendlichen Alls — in jener gleichſam ge-
t — eröffnet ſich uns. Wir glaubten uns
em leichten Spiele zu erfreuen, und finden

uns auf einmal durch eine Gesetzmäßigkeit derselben überrascht, die dieses Spiel an die Welt knüpft: (Reutlinger Ausg. v. 1810. S. 13 bis 14.)

Und dir rauschen umsonst die Harmonien — —
— — — —
— Im Handeln das Maaß.

Die hohe Würde der Poesie und ihre heilige Enthaltung von dem geschäftigen Eigennutze des gemeinen Lebens, ist der Gegenstand eines Gedichtes von dem anmuthigsten Kolorit, der Theilung der Erde, (Orig. S. 30.) (Reutl. Ausg. S. 26.) Auch hier, wo uns nur ein fröhlicher Scherz mit feiner Ironie geboten wird, fühlen wir uns bald durch die schöne Klage des Poeten und die überraschende Auflösung, auf eine unerwartete Weise gerührt und erhoben. Das Bild der eigennützigen Regsamkeit auf der einen, die Idee der heiligen Ruhe der Kunst auf der andern Seite, der Gegensatz des Sinnlichen und Geistigen, des Irdischen und Himmlischen, das sich hier so naiv begegnet, und die Erhebung zu einem Standpunkte, aus welchem die Tücke des Zufalls fast verschwindet, ist zugleich schön, rührend und befriedigend.

Eine geistreiche Rechtfertigung des Idealischen und des schönen Scheines gegen die strengen Vertheidiger der trocknen und unverschönerten Wahrheit enthält (Orig. A. S. 153.) (Reutl. Ausg. S. 121.)

oesie des Lebens, ein Gedicht, das die
der Wahrheit Anmuth zu geben, auf eine
kliche Weise übt, daß es, auch ohne Rück-
uf die darinne enthaltenen Gründe, alle Ge-
für die Ansprüche des schönen Scheines
en muß. Aber diese Gründe sind eben so
als ihre Darstellung schön ist; (Orig. S.
zu Ende.) Reutl. Ausg. 121 — 122.
breckt von deinem ernsten Worte — —
— — die Versteinerung.

Gebrauch der alten Mythologie, welcher
elle einen großen Theil ihres Glanzes ver-
ist eine charakteristische Eigenthümlichkeit
illers neuem poetischen Styl. Bisweilen
ihm als brauchbarer Stoff zu phantasie-
spielen — wie in der Klage der Ceres
Eleusinischen Feste — öfter und
er als schöne Umgebung einer Idee, mit
er jene reizenden Blüthen des poetischen
ns gleichsam befruchtet. Beyspiele hievon
h überall in dieser Sammlung dar: kei-
ünkt uns an Schönheit und hoher Grazie
etteifern zu können, welches das Reich
nen beschließt. In diesem ernsten Werke,
höchsten Style gedichtet, jeden müßigen
erschmäht, und uns durch imposante
le Verhältnisse und das geheimnißvolle

Dunkel seines innern Heiligthums, mit einer Art von religiöser Bewunderung erfüllt, treten einige Mythen, voll des fruchtbarsten Sinnes, wie Erscheinungen aus einer andern Welt hervor und erleuchten, durch den sie umgebenden Glanz, die Wunder, die das Innere dieses Tempels einschließt.

Der Mythus von dem Raube der Proserpina in dem Gedichte: die Klage der Ceres, durch die halbdramatische Form, indem er nur die beraubte Mutter in einem Monologe persönlich vorführt, erhält für unsere Phantasie einen ganz eigenen Reiz. Es ist keine Erzählung mehr von längst vergangenen Zeiten, die Begebenheit geht jetzt vor, die Göttinn wandelt vor unsern Augen, der Mutter Klagen tönen in unsere Ohren. Die rührende Situation einer verwaißten Mutter, die auf der ganzen weiten Erde das geliebte verlorne Kind sucht und es nicht findet, erhält noch dadurch einen hohen Grad von Rührung mehr, daß sie in dem alles erfreuenden, alles wiedergebährenden Frühlinge allein, freudenlos, nur mit neu aufkeimenden Schmerzen dasteht; daß nur die Kinder der wechselnden Horen zurückkehren, nicht die Tochter ihrer Liebe. Ihren Schmerz theilend, stehen wir neben der Klagenden, betrauern mit ihr das drückende Loos ihrer Unsterblichkeit, das traurige Vorrecht ihres göttlichen Standes, ausgeschlos-

n zu seyn vom Troste sterblicher Mütter,
liebten Kinde durch das Grab an den düstern
o folgen zu können, dessen Nachen nur
en aufnimmt, und was er einmal hinab
nicht wieder zurückgiebt. Wenn dann ihr
Schmerz über den unwiederbringlichen
sich plötzlich aus dem dunklen Schooße
e, die Nachbarinn des Schattenreichs, einen
raufholt; in dem keimenden Saamenkorne
mmen des Cocons, und unter ihnen die
ne der holden Tochter um sich versammelt:
ſt regt dieses liebliche Spiel der mütter
Phantasie auch die unsere, und welch
hönen menschlichen Sinn erhält der alte

so schön, neu und kraftvoll wird in dem
ischen Gedichte, das eleusische Fest,
von der Kultur der Erde und des Men
lechts durch Ceres und ihre göttliche Ge
ſt, benutzt und dargestellt. Das geliebte
nd, irrt die Göttinn in ihrem Schmerze
eiten Erde umher. Da trifft ihr wei
ick auf unwirthbare Steppen, auf thie
Menschen, auf barbarische Opfer. Ihr
hle des Unglücks offenes Herz erträgt
ick von Barbaren und Gesunkenheit nicht.
Troste, der Erde und ihren rohen Kin

dern zum Segen, erfindet sie den Ackerbau: S. 81. u. f. Neutl. Ausg. S. 67. u. f.

Und sie nimmt die Wucht des Speeres — —
— — — —
— der Trieb des Keimes schwillt.

Nun schmücken Halmen den Boden, weit umher wogt ein goldener Wald; ihr Lächeln segnet die Erde, ihre Hand flicht den ersten Garbenbund; ein Feldstein dient ihr zum Altare, an dem sie zu Jupiter aufflieht, durch ein Zeichen sein göttliches Daseyn dem rauhen Volke anzukünden. Da wirft Zevs seinen Blitz, sich selbst sein Opfer anzündend. Die Barbaren erkennen ihn, beten ihn an, und empfangen ihrer göttlichen Wohlthäterinn Unterricht. Jetzt steigen alle Himmlischen herab, Themis, Vulkan, Minerva, Artemis, Merkur, Apollo mit seinen Musen, Cybele, Venus und ihr Sohn; weiser, edler und glücklicher wird das Menschengeschlecht, schöner und blühender die Erde. Ein hohes, lebendiges, fortschreitendes Gemählde! Seelvoll und lieblich entwickelt sich eine hohe Erscheinung nach der andern aus der Hülle der Dichtung, und mit einer Harmonie des Versbaus, mit einem Wohlklange des Reimes, wie man ihn nur selten vernimmt.

Das Bild des Herkules, als Symbol des Menschen überhaupt, seines Zusammenhanges mit

er wirklichen Welt und seiner Fähigkeit, über
ie Schranken derselben in die Regionen der Frey-
eit emporzusteigen, ist unter diesen Mythen die
ausgeführteste, reichhaltigste und schönste: (Ori-
nal-Ausgabe Seite 268. u. f. Neuf. Ausgabe
310. Seite 216.)

1) Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte
Gieng in ewigem Gefechte
Einst Alcid des Lebens schwere Bahn
— —
— — geneigt ist.
2) Bis der Gott des Irdischen entkleidet,
— —
— — lächelnd den Pokal.

vollständigste Commentar zu diesem Gedichte,
n Inhalt wohl nur einer kleinen Anzahl von
n in allen seinen Theilen vollkommen klar
dürfte, sind Schillers Briefe über die ästhe-
Bildung, einem Werke, das in der Geschichte
Kritik eine der merkwürdigsten Epochen machte.
Streit des Göttlichen mit dem Menschlichen,
flicht mit der Neigung, und die Vereinigung,
e zwischen den streitenden Kräften durch die
dete Entwickelung des Schönheitssinnes be-
werden kann, ist der Gegenstand desselben.
wirkliche Leben ist ein Kampfplatz, auf wel-
die menschlichen Kräfte ohne Unterlaß zum

Widerstande aufgefordert werden; der Mensch muß sich aus dem Leben hinausflüchten, er muß sich zu dem Ideale der reinen Menschheit erheben, wenn er diesen Streit aufgehoben sehen und die harmonische Ruhe genießen will, die nicht die Belohnung der Trägheit, sondern geübter und gespannter Kräfte seyn soll. Mit einer schönen Anspielung auf die Kampfspiele der Alten setzt hier der Dichter das wirkliche Leben dem idealischen Zustande einer vollendeten und harmonischen Ruhe entgegen: (Original-Ausgabe Seite 264-265. Reutlinger Ausgabe Seite 213.)

Wenn es gilt zu herrschen und zu schirmen,
— — — —
— — Schwächling untersinkt.
Aber der von Klippen eingeschlossen,
— — — —
— — ist der Feind.

Diese harmonische Ruhe stellt der Künstler in seinen Werken dar, die dem spröden Stoffe mit unermüdlicher Anstrengung abgewonnen, durch den Schein einer Freyheit, den er seiner Erhebung in das Gebiet idealischer Schönheit verdankt, bezaubert. Vergebens würde der Mensch, wenn er sich zu einem Kunstwerke zu veredeln bemüht, dieses durch die Kraft seines Willens erzwingen wollen; zwischen der Ausübung der Tugend und den Anforderungen des Gesetzes wird immer ein unendli-

her Abgrund bleiben, der durch nichts ausgefüllt werden kann, als durch die freye Vereinigung der Neigung mit dem Willen. Die ſinnliche Natur muß ſich durch Schönheit läutern; der Menſch muß ſchön fühlen und er wird nicht mehr vor der unendlichen Unerreichbarkeit des Geſetzes zittern: (Orig. Ausg. S. 267. Reutl. Ausg. Seite 215.)

Nehmt die Gottheit auf in euern Willen
— — — —
Auch des Gottes Majeſtät.

Dieſe harmoniſche Vereinigung iſt das höchſte Ziel menſchlicher Beſtrebungen, nicht die Ertödtung der Empfindungen und Triebe, die die Natur in unſern Buſen gelegt hat und die wir auf das heiligſte bewahren müſſen. So wenig wir den Leiden der Menſchheit entfliehen können, ſo wenig ſollen wir das ſympathetiſche Gefühl und die Theilnahme an fremden Leiden ausrotten wollen; aber ſo wie wir uns durch Selbſtbeherrſchung unſer beſſeres Selbſt entziehen können, ſo kann uns dieſes in der idealiſchen Betrachtung des Lebens zu einem Gegenſtande des Wohlgefallens werden: (Original Ausg. S. 268. Reutl. A. S. 216 bis 217.)

— in den heitern Regionen
Wo die reinen Formen wohnen,
— — —
Hier der Ruhe heitres Blau.

Zu der Klaſſe von Gedichten, welche der Betrachtung der Kunſt gewidmet ſind, gehören die

ſchönen Octaven an Göthe (S. 270) über die Aufführung des Mahomet. Die charakteriſtiſche Verſchiedenheit des deutſchen und franzöſiſchen Trauerſpiels, das Beſtreben des erſtern, die engen Schranken conventioneller Regeln zu zerbrechen und die ganze Welt in ſeinen Umfang aufzunehmen, die Abwege einer rohen Natur, auf die es gerathen iſt, die Vorzüge und Mängel der franzöſiſchen Tragödie — alles dieſes iſt mit treffenden und kräftigen Zügen, in ſchönen Bildern und einer edeln, anmuthigen Sprache geſchildert. Ueberraſchend und treffend iſt das Bild von Charons Nachen auf das Weſen der Dichtkunſt angewendet, welche nur den Schein der Wahrheit, aber durchaus keine Einmiſchung des Wirklichen verträgt: (S. 272. Reutl. Ausg. Seite 219. die 6te Str.

Doch leicht gezimmert nur iſt Thespis Wagen,
— —
— die Kunſt entweichen.

Zum Theil dieſelben Ideen werden in Shakeſpears Schatten (S. 275. Reutl. Ausg. Seite 221.) mit treffendem Witze, aber in einer ganz verſchiedenen Geſtalt dargeſtellt. Was dort nur gelegentlich berührt wurde, iſt hier der eigentliche Mittelpunkt, nämlich die Plattheit, zu welcher das deutſche Theater durch einen übelverſtandnen Begriff von Natur, durch die Verbannung der

n Kräfte aus dem Umfange dramatischer Hand-
n und eine ganz falsche moralische Tendenz
esunken ist. Die Kunst, Dramen zu schrei-
st hierdurch zu einem Handwerke geworden,
lchem man es bald zu einer großen Fertig-
ingen kann, wie die Sündfluth von Schau-
zeigt, mit welcher die ersten Repräsentanten
Gattung in unsern Zeiten, Goldoni, Iffland
otzebue, das Theater überschwemmt haben.
die Bequemlichkeit zu einer so großen Em-
g gereicht, so ist zu fürchten, daß ihre Zeit
cht ganz vorüber sey. Man muß das Beste

Eine richtigere Einsicht in das Wesen der
ist erwacht, und die mannigfaltigen Bewe-
, die sich auf dem Gebiete der Künste zei-
ßt erwarten, daß allmählig die Ausführung
r Einsicht gleichen Schritt halten wird.
er den epigrammatischen Gedichten, die von
. Neuil. A. S. 242. an, als Votivtafeln
llt sind, haben mehrere eine Beziehung auf
st, andre enthalten Lehren der Lebensweis-
ch andre Bemerkungen über die Natur des
n. Die wenigsten sind wohl eigentlich Poe-
r die poetische Form dient dem sinnvollen
n zu einem zierlichen Rahmen, in wel-
Gegensätze durch die antithetische Natur
es, und die Entfaltung des Sinnes durch

das Verhältniß des Pentameters zu dem Hexameter so gefällig unterstützt und befördert wird.

Auſſer den Sentenzen der Votivtafeln sind durch die ganze Sammlung epigrammatiſche Gedichte zerſtreut, unter denen mehrere, auch als ächte Poeſie, neben den ſchönſten des Alterthums zu ſtehen verdienen, in Rückſicht auf die Reichhaltigkeit und Bedeutſamkeit des Inhaltes aber mit Recht auf den Vorrang vor jenen Anſpruch machen. Was kann ſchöner und bedeutender ſeyn als (S. 33. Reutl. A. von 1810. S. 28.) das rührende Bild des Verhängniſſes der Menſchen, welches der Dichter in der Geſchichte des Odyſſeus erkennt, welcher durch Noth und Gefahren einem Ziele von Glückſeligkeit entgegeneilte, das er nicht einmal erkannte, als der Zufall es ihn erreichen ließ. Von einer andern Gattung, aber nicht geringerer Schönheit iſt (S. 200. Reutl. A. S. 155.) das Beyſpiel deutſcher Treue in der Geſchichte Friedrichs von Habsburg und Ludwig des Bayern. Hier hätte das letzte Diſtichon, der Vollſtändigkeit der Erzählung unbeſchadet, allerdings wegbleiben können, aber für die Vollſtändigkeit des Eindrucks iſt es ein bedeutender Zuſatz, welcher, ganz in dem Geiſte aller Kunſtwerke, die Empfindung des großen Haufens der Beſchauer einer an ſich einzigen Begebenheit zu bezeichnen dient.

Die Erwähnung dieser kleinen, reichhaltigen Bilder führt uns auf diejenigen größern Gedichte, welche die höchsten Angelegenheiten des Menschen, sein inneres und äusseres Leben, umfassen. Hier bietet sich uns zuerst (S. 17. Reutl. A. 1810 S. 15 — 20.) die Elegie dar, in welcher die Gaben des Glücks gegen die Gaben des Verdienstes gerechtfertigt werden; eine Elegie, die uns in die heitersten Regionen einer idealischen Welt erhebt, und eine reiche Fülle von Ideen in zarten und gefälligen Bildern darstellt. Wir achten die Kraft, welche sich einen Platz in dem Leben erringt und dem Schicksal seine Güter abnöthigt, aber die Gaben, welche das Glück dem Menschen aus freyem Wohlwollen schenkt, erfreuen uns. Sie sind das größte und Herrlichste, was das Leben schmückt, und das überirrdische Licht, das sie um sich her verbreiten, thut ihren göttlichen Ursprung kund. Sie erheben den Menschen, dem sie zufallen, über den Verdienstvollen, und stellen ihn in einen wundervollen Glanz, dessen das unscheinbare Verdienst entbehren muß: (S. 20. Reutl. A. S. 18.)

War er weniger herrlich — —
— — —
— — stürzten zum Orkus hinab.

Bei diesem rechtfertigenden Preise der Gaben des Glücks erscheint der Dichter selbst von einer

reinen Freude beseelt. Ein zartes Licht der Heiterkeit strahlt überall hervor und vereinigt die mannigfaltigen Glieder des Ganzen. Götter und Menschen, Irrdisches und Himmlisches zieht vor unsern Augen vorüber, und in der leichten Schöpfung der poetischen Welt, die der Dichter, in dem sichern Gefühl des Besitzes der schönsten Gabe des Glücks, herauf ruft, erkennen wir freudig das Wunder, über das uns seine begeisterte Muse belehrt.

Zuweilen giebt der Dichter seinem Unterricht die dialogische Form, wie in dem Genius (S. 23. Reutl. A. S. 21.), was denn abermals seine Belehrung reitzvoller und anziehender macht. So befolgt er hier durchaus das Horazische et jucunda et idonea; und in dem vollgültigsten Sinne. In dem Genius wird die Frage aufgeworfen, ob der innere Frieden des Gemüths schlechterdings nur durch deutliche Erkenntniß erkauft werden, und ob man der Leitung der Natur nur dann trauen könne, wenn die Weisheit der Schule das Siegel der Bestätigung auf ihre Aussprüche gedrückt habe. Aecht elegisch und bewundernswürdig schön ist, in der Auflösung dieser Frage, die Beschreibung des goldnen Zeitalters (S. 24. Reutl. A. von 1810. S. 22.)

Da das Heilige noch im Leben gewandelt,
Da jungfräulich und keusch noch der Instinkt sich
bewahrt;

der anspruchslosen, stillen Größe der Unschuld,
sich selbst genügend, ewig gesetzmäßig und
gesetzgebend, keines Führers bedarf. Wer
köstliche Unschuld in seinem Herzen bewahrt
dem gilt das Gesetz nicht, das nur den Wi-
rebenden trift: (Orig. Ausg. S. 27. Neutl.
g. 1810. Seite 24.)
An alle Geschlechter ergeht — —

— — die eroberte Welt.

Von einem größern Umfange des Inhalts so-
als der Ausführung ist (Orig. A. S. 49.
l. A. 1810. S. 40.) der Spaziergang, wo
Dichter eine Art von natürlicher Geschichte der
ur des Menschengeschlechts, von ihren einfach-
Anfängen an bis zu ihrer größten Verwicke-
aufgestellt hat. Reiche einander entgegen-
te Bilder der Natur und Kunst, der Einfachheit
es Luxus, der Unschuld und der Verderbniß,
reyheit und der Tyranney vereinigen sich hier
em großen Ganzen, welches die Einbildungs-
mit dem Effekt eines kunstvoll geordneten,
h beleuchteten Gemähldes bezaubert und den
nd mit dem Verdienste einer gründlichen
chte unterhält. Wir glauben eine Beschrei-

hung zu lesen und sehen uns mit einer Aussicht auf die Weltgeschichte überrascht; wir begleiten einen Lustwandler auf seinen Spaziergang, und er entführt uns auf den Flügeln seiner Begeisterung zu einer Höhe, von welcher wir auf das Menschengeschlecht herabblicken, und alles Große und Wunderbare seiner Kultur mit einemmale überschaun. Auch ohne die innere Beziehung aller einzelnen Theile auf Eine Idee giebt ihm die ästhetische Schönheit der Beschreibungen, und der, durch die leichtesten, zartesten Uebergänge bewirkte Zusammenhang die gegründetsten Ansprüche auf einen vorzüglichen Platz unter den beschreibenden Gedichten; was aber seine innre Bestimmung betrift, so kennen wir wenige Werke, in denen sich die didaktische Tendenz unter dem Scheine eines Spiels so treflich verbirgt. Der beschränkten Düsternheit des Zimmers und dem einengenden Gespräche zu entgehn, rettet sich der Dichter in die freye Natur. Eine anmuthige, sonnige Landschaft, mannigfaltig ohne Hülfe der Kunst, einsam aber doch belebt und bewegt, nimmt ihn auf; er durchwandert die blühenden Auen, die Schatten des Waldes, und findet sich endlich am Absturze eines Berges, dessen Fuß ein stiller Strom bespült: (Orig. A. S. 52. N. A. S. 43.)

Endlos unter mir seh' ich den Aether, — —
—
— — sicher den Wandrer dahin.

Der geländerte Steig, das erste Zeichen menschlicher Vorsicht, leitet aus der freyen Natur in angebaute Fluren, und die reichen fruchtbaren Ufer rühmen den Fleiß ihrer Bewohner: (Orig. Ausg. S. 52. Neutl. Ausg. S. 43.)

Jene Linien sieh! — —
— —
— — der Liebe verschwand.

Der Mensch wohnt hier noch mit seinem Acker zusammen und die Erzeugnisse der Natur drängen sich an seine Wohnungen heran. Aber bald sondern sich aus der anmuthigen Mischung die gleichartigen Gegenstände; Regelmäßigkeit, Wahl und Bedeutung kündigen eine Erscheinung von höherer Würde an: der Pappel stolze Geschlechter, in geordnetem Pomp einherzlehend, führen zu einer Stadt. Hier fängt eine Reihe ganz neuer Erscheinungen an, welche die erwachten, bald streitenden, bald vereinten Kräfte hervorbringen. Die Gränzen der Gegenwart werden dem Dichter zu eng; seine Einbildungskraft fliegt in das graue Alterthum, in die Zeit der Gründung und Entstehung der Staaten zurück, wo die Götter dem Menschen zu Hülfe kamen und ihm freundlich ihre schönsten Gaben darboten. Die schnelle Folge hoher und glänzender Erscheinungen, die hier vor unsern Augen vorübergehn, läßt uns das rege Leben erwarten, dessen

Darstellung den Dichter in den folgenden Versen beschäftigt. Zu Einem Ganzen vereinigt, von Einem Geiste beseelt, strebt der Mensch zu einer höhern Bildung hinauf; Vaterland und Ahnen werden begeisternde Namen für ihn; Religion, Gesetzmäßigkeit und Heldenmuth erwacht in seiner Brust: (S. 56. Reutl. A. v. 1810. S. 47.)

Heilige Steine! Aus euch ergossen — —
— — — — —
— — die köstliche Saat.

An diese Bilder, die uns das Schönste und Heiligste des ehrwürdigen Alterthums zurückrufen, an diese rührenden Gemählde eines erhabnen und erfreulichen Muthes, knüpfet der Dichter das Bild der regsten Geschäftigkeit, durch welche Handwerke und Künste erfunden und durch die entferntesten Länder vereinigt wurden. Alles ist hier so beseelt und lebendig, daß man das frohe Gewühl vor Augen zu sehen glaubt. — Die nothwendigsten Bedürfnisse sind befriedigt; Reichthum und Ueberfluß belohnt die Thätigkeit, und an den Strahlen der Freiheit blüht das Kunstgenie auf: (S. 59. Reutl. Ausg. 1810. S. 50.)

Mit nachahmendem Leben erfreuet — —
— — —
— — über den brausenden Strom.

Den Künsten folgen die Wissenschaften nach, und verbreiten unter den Menschen allmählig eine

rkenntniß, die ihnen eben so verderblich als
eilsam wird. Die Begierden werden entfeſſelt,
ie Ideen von dem, was Recht und Gut iſt, vereinen
ch, Treuloſigkeit und Tyranney, mit allen ſie
gleitenden Laſtern, ſchlagen ihren Thron unter
n Unglücklichen auf. Die Beſchreibung dieſes
uſtandes iſt von großer Kraft: (Orig. Ausg.
. 61. u. f. Neutl. Ausg. 1810. S. 52.)

Aus dem Geſpräche ſchwindet die Wahrheit —
—
— — Verſtummen ſich kund.

ie beleidigte und gekränkte Natur erwacht endlich:
it und Noth rühren an das morſche Gebäude
Verfaſſungen, und die Freyheit wird in der
rwüſtung geſucht. Dieſe Vorſtellung der Ver-
ſtung ruft den Dichter von ſeinem Fluge in die
rgangenheit und Zukunft zurück. Das in dieſer
ſtalt verhaßte Bild der Kultur verſinkt vor ſei-
n Augen, und er findet ſich wieder in dem
hooße der einſamen Natur, die ſich ihm jetzt
ur in veränderter Geſtalt, furchtbar und ſchau-
ch, zeigt, aber gerade in dieſer Geſtalt ihre
ge ſtolze Ruhe, ihr beharrliches Daſeyn den
nkenden Scenen einer ausgeärteten, troſtloſen
tur entgegenſetzt. Durch dieſen unerwarteten,
nen Uebergang führt uns der Dichter auf ſeinen
en Weg zurück. Von der freudigen Theilnahme
Natur war er ausgegangen, und er endigt

mit derselben; nur ist sein Gefühl, durch die traurige Betrachtung der dazwischen liegenden, contrastirenden Bilder, inniger und feuriger geworden. Dort war seine Empfindung mehr passiv genießend, hier ist sie mehr ergreifend und umfassend: dort leitete ihn eine Folge angenehmer Erscheinungen fort; hier versenkt ihn ihre Größe und Erhabenheit in die Tiefen der Rührung. Der Kreis der Empfindung ist zugleich mit dem Kreise der Ideen durchlaufen.

Die Anfänge der Kultur, in so ferne sie ein Werk des Vereins der Menschen durch den Ackerbau sind, machen den Inhalt des eleusischen Festes, (Orig. A. S. 78. Reutl. A. v. 1810. S. 65.) eines Hymnus, in welchem, dem Sinne der Mysterien gemäß, die poetische Fabel theils als Geschichte, theils überhaupt als Hülle sinnvoller Wahrheit behandelt ist. Die Abwechslung des Rhythmus versinnlicht die Theilnahme eines entzückten Volkes an dem begeisterten Vortrage eines Hierophanten, welcher mit der edelsten Würde bekleidet, nicht das Fest einer Gottheit, sondern der ganzen Welt feyert. Dieser Ton einer erhabnen religiösen Bestimmung tönt aus dem ganzen Gedichte wieder. Mit der Beschreibung des rohen Lebens der Wilden ist die Beschreibung der erfreulichen Ordnung und Schönheit verbunden, welche nach den wohlthätigen Gaben der Ceres das Leben

schmückte,

und beyde Theile werden durch die Er-
es Wunders verknüpft, durch welches
Früchte der Erde entlockt. Es ist übri-
dem Geiste des Hymnus gemäß, daß
olgen des Ackerbaus als neue Wirkungen
nvollen Theilnahme der Götter an den
n der Sterblichen vorgestellt werden, und
hrung der Unsterblichen, die von ihren
herabsteigen, um das begonnene Werk
ng zu vollenden, war das einzige Mittel,
auf der idealischen Höhe des Wunder-
erhalten, zu welcher der Dichter uns
Anfang erhob. Die schönen Bilder der
Gastfreundschaft, und einer heitern Re-
enden das große bewegliche Gemählde, in
Ceres auch am Schlusse noch einmal als
bedeutendsten Gestalten, als Priesterinn
Jupiters, auftritt, und den Sterblichen
zu ihrer höhern Bestimmung und Frey-
ichnet: (Orig. A. S. 88. Reutl. A.
. S. 73.

eit liebt das Thier der Wüste,

— — —

Kann es frey und mächtig seyn.

nds ist die Lebens- und Weisheitslehre so
ebendig veranschaulicht wie in dem Ge-
r Tanz, (Orig. A. S. 12. Reutl. A.

1810. S. 11 - 12.) wo, nachdem die ewigzerstörenden und ewig sich wieder erzeugenden Schöpfungen dieser Kunst, und das durch ein stilles Gesetz gelenkte Spiel ihrer Verwandlungen mit den täuschendsten, darstellendsten Farben gemalt worden, der sinnende Dichter, die Frage, wie und wodurch jenes Gesetz diese Zauber bewirkt? durch die Antwort, daß es des Wohllautes mächtige Gottheit sey, auflößt, und dann mit der schönen moralischen Nutzanwendung schließt: (Orig. Ausg. S. 14. Neutl. A. 1810. S. 13.)

Und dir rauschen umsonst — —
— — —
— — im Handeln, das Maaß?

Es ist überhaupt ein Stück, das, gleich einem wohlgeordneten Tanze, leicht und gefällig dahin fließt, die Einbildungskraft durch die Mannichfaltigkeit seiner Wendungen unterhält und den Verstand durch eine glückliche Auflösung befriedigt. Es gehört von Seiten der Diction unter die vollkommensten. Im ganzen Gedichte ist nichts, wobey man anstößt, oder wovon man wünscht, daß es anders oder besser gesagt seyn möchte. Kein Gedanke ist zweydeutig oder halb ausgedrückt, kein Bild räthselhaft, oder dunkel, keines zu weit hergeholt oder fremd. Der goldne Zügel des Rhythmus, um auf den Gesang anzuwenden, was der Verfasser vom Tanze

ühmt, ist, weit entfernt, der Begeisterung nach-
eilig zu werden, wohlthätig für sie geworden und
t ihr nie erlaubt, sich aus der Bahn des Schö-
n und Gesetzmäßigen zu verirren.

Das Lied von der Glocke (Orig. A. S. 91.
eutl. A. 1810. S. 75.) (mit dem Motto: Vivos
oco. Mortuos plango. Fulgura frango.) welches
eich bey seiner ersten Erscheinung mit so allge-
einem Beyfall aufgenommen wurde, ist ein wah-
s Meisterwerk, sowohl von Seiten der poetischen
mposition, des lebendigen Fortschreitens bis zur
ollendung, als auch des tiefen Wahrheitssinnes,
n es entwickelt. Der Dichter führt uns in die
erkstatt eines Meisters, dessen einfache veraltete
prache unsre Einbildungskraft in ein Zeitalter
ster Simplizität versetzt. Das einfache, vor
sern Augen entstehende und fortschreitende Werk
ressirt uns theils durch sich selbst, theils durch
ruhige Besonnenheit, den Ernst und die Liebe,
mit es vollbracht wird. Das Fortschreiten der
pfindung zugleich mit der Handlung, und die
lösung der Besorgniß in innige Freude gewährt
das Vergnügen eines Monodrama, das licht
hell auf dem reichen Hintergrunde ruht, den
n die Handlung geknüpften Betrachtungen bil-
und mit einem bewundernswürdigen Reichthum
interessantesten Erscheinungen anfüllen. Eine

Welt von Bildern strahlt zwischen den verschiedenen Momenten der Arbeit herein, indem der Meister überall analoge Ideen anreiht, zu denen ihn bald die Zusammensetzung des Stoffes, bald die mannichfaltigen Bestimmungen seines Werkes veranlassen. Die sentimentalen Betrachtungen, die man an einigen Stellen nur etwas weniger üppig wünscht, schlingen sich durch die naive Darstellung des Drama hindurch. Sie wollen für nichts als zufällige Bemerkungen — für gute Reden, mit denen der Meister die Arbeit begleitet, damit sie munter fortfließe — angesehen seyn; aber der Dichter hat sie mit geheimer Kunst so geschickt geleitet, daß wir uns am Ende mit einem poetischen Ganzen, mit einem Bilde des menschlichen Lebens in seinen wichtigsten Erscheinungen überrascht sehen. Der Umfang dieses beseelten Gemähldes und die großen Contraste, die sich in ihnen darbieten, interessiren und erschüttern uns auf die mannichfaltigste Weise.

Auch in der Anordnung der einzelnen Theile zeigt sich die weise Kunst des Dichters. Er beginnt mit einer Reihe der anmuthigsten Bilder aus der Kindheit und dem blühenden Alter des Menschen. Die fröhliche Thätigkeit des Jünglings, die zarte Sittsamkeit der Jungfrau, die goldnen Zeiten der ersten Liebe und die muntere Wirksamkeit des Hausvaters und der Mutter beschäftigt die Phantasie,

lange das Werk seiner Katastrophe noch ruhig und
fahrlos entgegengeführt wird. Als aber der be-
nklichste Moment eintritt, der Zapfen ausgestoßen
, und das glühende Metall sich ergießt, treten
chtbare Scenen, die Beschreibung eines verhee-
nden Brandes, an die Stelle der heitern. Am
hlusse derselben wird die erhitzte Einbildungskraft
ch einen Zug von häuslichem Glück mitten unter
hrecknissen (S. 101.

(Einen Blick — — kein theures Haupt)

thigt, und das Schreckliche macht dem Rüh-
den Platz. Jetzt ist auch die Gefahr der Ar-
vorüber; der Guß ist vollendet, aber
Besorgniß, ob er gelungen sey, erfüllt das
müth des Meisters. Diesem Zustande ist die
hreibung der Todesfeyer — eine elegische Epi-
von der zartesten Empfindsamkeit — analog,
die Stille, die sie in dem Gemüthe zurücklässt,
itet den Stillstand der Arbeit vor, welcher selbst
erum durch eine Reihe von Bildern der Ruhe
nichfaltiger Art versinnlicht wird. In diesem
ählde geht der Dichter von der stillen Natur
die durch Gesetzmäßigkeit bewirkte Ruhe fort,
die gleichsam präludirende Andeutung ihres
ntheils läßt die folgende Beschreibung eines
n, gesetzlosen Volkes erwarten, die den Zeit-
ausfüllt, in welchem die Form zerschlagen
r Erfolg mit Besorgniß und Hoffnung erwar,

tet wird. Wie ſchön ſich an dieſes düſtre Gemählde des Schrecklichen der freudige Moment der glücklichen Entſcheidung anſchließt, bedarf kaum eines Fingerzeiges, ſo wie die ſteigende Erhabenheit des Schluſſes; in welchem ſich die Kunſt des Dichters einen an ſich unſcheinbaren Stoff mit dem vollſten Glanze der Phantaſie zu beleuchten und das Lebloſe durch die erhabenſten und ſchönſten Ideen zu beſeelen, in ihrer ganzen Größe zeigt: (Orig. Ausg. S. 109. u. f. Reutl. Ausg. 1810. S. 90.)

Und dieß ſey fortan ihr Beruf,
— — —
Daß alles Irdiſche verhallt.

Da es nicht unſre Abſicht iſt, alle Stücke dieſer Sammlung einzeln durchzugehn, ſo wollen wir von den lyriſchen Gedichten nur noch einige der vorzüglichſten erwähnen, und dann den Romanzen eine kurze Betrachtung widmen. Die Elegie (Orig. A. S. 288. Reutl. A. 1810. S. 230.) Pompeji und Herkulanum, ſtellt ein ſchönes Bild der unterirdiſchen Städte und der in ihnen noch übrigen Formen des verloſchenen Lebens auf. Die heitre, raſch fortſchreitende Darſtellung — der Dichter hat den Moment der Entdeckung gewählt, — erfüllt uns gleichwohl mit einer leiſen Wehmuth und einer unbefriedigten Sehnſucht. Wir ſehen die gleichſam noch warmen Spuren des regen Lebens in den Tiefen der Erde erhalten, aber dieſes Leben ſelbſt

ist dahin; und je schöner jene Spuren sind, je le-
bendiger sie uns ansprechen, desto mehr vermissen
wir die Gegenwart der alten edeln Bewohner, die
die Stimme des Dichters vergebens herbeyruft,
deren Rückkehr er umsonst erwartet.

Die Nadowessische Todtenklage (Orig.
I. S. 202. Reutl. A. 1810. S. 156.) ist eine
charakteristische Darstellung der menschlichen Be-
schränktheit, in welcher der gänzliche Mangel an
Ahndung, daß es etwas Höheres und Edleres
gebe, verbunden mit dem innigen Bestreben, das
Beste aufzubieten, was der Geist vermag, unge-
mein naiv und rührend ist.

Das Gedicht auf die Hoffnung (Orig. A.
I. 205. Reutl. A. 1810. S. 158.) ist schöne
volksmäßige Poesie, voll Energie und hoher Ge-
danken in einer einfachen Sprache, wie alle Volks-
poesie seyn sollte. Hektors Abschied (Orig.
I. S. 301. Reutl. A. 1810. Seite 241.) stellt ein
großes und liebevolles Gemüth und die schönste,
höchste Weiblichkeit mit wenigen bedeutungsvollen
Strichen auf. Rüstige Hoffnungen sind mit ban-
ger Besorgniß, die Stärke mit der Zartheit, das
Anmuthige mit dem Schrecklichen gepaart. Das
Ganze ist wie von einem Hauche der Liebe beseelt,
wo wir verweilen mit wehmüthiger Rührung bey
der anziehenden Gruppe, während sich im Hinter-

grunde Schlachten, Kämpfe, Tod und Unterwelt zeigt. In der Klage der Ceres (Orig. Ausg. S. 5. Reutl. A. 1810. S. 6.) ist die Mäßigung, mit der sich die Göttin dem Willen des Schicksals unterwirft, und die sanfte Trauer des mütterlichen Herzens über die Unmöglichkeit einer Vereinigung mit dem geliebten Kinde, ungemein edel und schön. Von ausnehmender Zartheit ist der täuschende Wunsch, zu den Schatten hinabzusteigen und die Sehnsucht der Tochter mit unverhoffter Erscheinung zu überraschen: (Orig. Ausg. S. 7. u. f. Reutl. Ausg. 1810. S. 8-9.

Wo sie mit dem finstern Gatten
— — —
Selbst der rauhe Orkus weint.

Nach diesem wehmüthigen Traum erwacht das Gefühl der Unmöglichkeit lebhafter in dem mütterlichen Herzen, das endlich in einem Spiele der Einbildungskraft den zarten Schein eines vereinigenden Mittels findet. In diesem ganzen Gedichte spricht sich eine so ätherische und reine Empfindsamkeit in so holden Worten aus, daß man in der That Worte einer Göttin zu hören glaubt.

Seine Lieder sind entweder Ergießungen schöner Gefühle und Spiele einer lieblichen Phantasie, oder Gesänge der Weisheit, Wahrheit und Tugend. Zu den ersten gehören die Klagen des Mädchens, die Erwartung, die Ideale und die Blumen,

Lieder voll des zartesten Wohllautes; zu den letztern
die Worte des Glaubens, eins der vortref-
lichsten der ganzen Sammlung, in dem die Strophe:
(Orig. A. S. 29. Neutl. A. v. 1810. S. 25.)

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke
— — —
— — ein rubiger Geist.

den erhabensten Gedanken, den der menschliche Geist
nken kann, erhabener und großsinniger ausdrückt,
s es je von einem Dichter geschehen ist. Licht
d Wärme, Hoffnung, die Worte des
Bahns und die Würde der Frauen — alle
hte Stücke, und so zum Gesange geschaffen, daß
an sie auch ohne Hülfe des Tonkünstlers singen
müssen glaubt.

Nicht minder hervorspringend ist die Kunst der
rstellung in den Balladen und Romanzen. Al-
wirkt hier, Wahl des Sylbenmaaßes, Farben-
chthum, Fülle des Ausdruckes. Lebendig steht
Begebenheit vor uns; oft wird sie zur vollen
genwart, wie in der Romanze: der Kampf
t dem Drachen, wo uns der Dichter gleich an-
gs höchst täuschend und ergreifend in medias
führt, und immer weiter rückend, uns gleich-
zu Zeugen seines Ritterabentheuers macht.
ses Gedicht, aus welchem sich eine sehr veran-
ulichende Theorie der poetischen Erzählungs-

kunſt entwickeln ließe, möchte in Anlage und Ausführung wohl eines der ſchönſten und edelſten Werke ſeyn, das wir, in unſrer an guten Romanen nicht armen Literatur aufzuweiſen haben. Ein Theil des Inhaltes iſt aus einer alten Sage entlehnt; aber das, was der Dichter von ſeinem eignen hinzugethan hat, iſt gewiß nicht das ſchlechteſte deſſelben. In der Handlung verbindet ſich der ſinnliche Heroismus mit dem moraliſchen; und in dem Charakter des jungen Helden glühender Enthuſiasmus mit Klugheit, Kühnheit und Kraft mit einer ſchönen Religioſität und der edelſten Selbſtbeherrſchung. Auch der Charakter des Großmeiſters zieht uns durch den ſchönen Verein von ſtrengem Ernſt und zärtlichem Wohlwollen an. Das Charakteriſtiſche iſt mit dem rein Menſchlichen auf das vollkommenſte verſchmolzen; Handlung und Geſinnungen entfalten ſich zugleich, und mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit; alle Saiten unſers Gemüths werden gerührt, und das doppelte Wunderbare des doppelten Kampfes erfüllt uns mit einem großen und reinen Intereſſe. Auch die Anlage der Handlung iſt vortreflich; und unter dem Scheine der Einfachheit verbirgt ſich eine große Kunſt. Die begeiſterte Expoſition, welche das gedrängte Bild einer Menge von Gegenſtänden enthält, die ſich in der Folge mit ſchöner Klarheit

tfalten; die kunstreiche Zusammenstellung großer
assen und einzelner Partien; die geschickte Vor-
eitung der Katastrophe — alles dieses verräth
Hand eines Meisters. Doch dieß sind
genschaften, welche man auch an minder voll-
mmenen Gedichten finden kann; aber in Rück-
t auf das kräftige und doch harmonische Kolorit,
f die edle Mäßigung bey so vieler Energie dürfte
schwerlich ein anderes mit diesem vergleichen
fen.

Den nächsten Platz würden die Kraniche des
ykus (Neutl. A. v. 1810. S. 122.) einneh-
n. Die furchtbare Vorstellung von einer rüh-
den Gottheit, welche mit wundervoller Kraft
Gemüther der Bösen nöthigt, sich selbst kund
thun, liegt auch schon in der bekannten alten
ge von der Ermordung des Ibykus; hier hat
durch ihre eignen Zusätze des Dichters eine wahr-
t tragische Kraft erhalten. Die Einführung
Chores der Eumeniden, welche nicht wie sterb-
e Weiber, sondern als Göttinnen erscheinen,
ihr beziehungsvoller, drohender Gesang, scheint
Katastrophe mit einer magischen Gewalt herbey-
ühren. Das Wunder geschieht gleichsam vor
ern Augen und wir glauben seinen innern Zu-
mmenhang ahnden zu können. Der Ausruf des
rders „Sieh da, die Kraniche des Ibykus!“

ist nun offenbar keine Aeusserung der Unbesonnenheit: die Rachegöttinnen selbst haben ihn wider seinen Willen hervorgerufen. Die unendliche Macht zeigt sich in einer sinnlichen Gestalt, aber ohne an ihrer Erhabenheit einzubüßen. Die ganze Episode ist mit bewundernswürdigem Geiste behandelt. Es ist kein Zug, der nicht, entweder durch sich selbst, oder durch seine Beziehung auf das Unsichtbare, die furchtbare Düsternheit beförderte, die das charakteristische Kolorit dieser Ballade ist.

In dem Gang nach dem Eisenhammer (Or. A. S. 171. u. f. R. A. 1810. S. 134.) ist die bedeutungsvolle Kürze der alten Ballade und die naive Anspruchlosigkeit ihres Vortrags mit großem Glücke nachgebildet. Fridolins kindliche Unschuld und Frömmigkeit, die ihn der Obhut des Himmels so werth macht, und der er seine wundervolle Rettung verdankt, ist mit der schleichenden Bosheit seines Feindes in einen kräftigen Kontrast gebracht. Dem Furchtbaren und Drohenden in der ersten Hälfte steht in der zweyten die heitere Schilderung der Geschäftigkeit Fridolins in der Messe gegen über, welche einen anmuthigen Ton der Ruhe verbreitet, der durch die schonende Erzählung der Katastrophe nicht gestört wird. Die Beschreibung der Mordlust der Knechte (S. 176. R. A. 1810. S. 138.) ist vielleicht ein unnützer Zusatz des Schrecklichen: da-

gegen iſt (S. 173. N. A. 1810. S. 138.) die Beſchreibung des Eiſenhammers und ſeines raſtloſen Treibens, gerade an dieſer Stelle, ein eben ſo einfaches als wirkſames Mittel, auf die Begebenheit ſelbſt einen düſtern Schatten zu werfen und das Lebloſe mit dem Belebten in Uebereinſtimmung zu ſetzen.

Aus der Geſchichte des Tauchers (S. 129. N. A. 1810. S. 104.) ſpricht uns nicht überall das friſche poetiſche Leben an, das ſich in jenen Balladen regt, und beſonders erregt die Beſchreibung der Schreckniſſe des Meers das Gefühl des Mühevollen. Der Schluß hingegen iſt in ſeiner Einfachheit ausnehmend ſchön, und vornehmlich das leiſe angedeutete Bild der ſehnenden, harrenden Königstochter über dem brauſenden Strudel, eine holde und rührende Erſcheinung mitten in der Düſternheit einer furchtbaren Natur. Große Zartheit, Anmuth und Grazie wird man auch in dem Ritter Toggenburg (S. 73. N. A. 1810. S. 61.) nicht verkennen.

Die Ueberſetzung oder Nachbildung des zweyten Buches der Aeneide in Oktaven, welche zuerſt in der Thalia (1 St.) erſchienen, iſt an vielen Stellen verbeſſert und verdient ihres ſchönen blühenden Kolorits wegen alles Lob; aber Virgils eigentlicher Geiſt iſt doch zu ſehr verloren gegangen,

Der antike römische Ton des Originals verträgt sich nicht mit dem Bau und Gange der Oktav-Reime; und der Charakter der virgilischen Dichtung nimmt sich eben so wenig darinn aus, wie Klopstocks Genius sich ausnehmen würde, wenn man seine Messiade in achtzeilige Stanzen bringen wollte.

Die wesentlichsten Verbesserungen dürften die Götter Griechenlands (S. 281. N. A. 1810. S. 225.) erhalten haben. Dieses Gedicht, welches bekanntlich in seiner ersten Gestalt großen Anstoß gegeben hat, ist jetzt erst, durch die zweckmäßigen Abkürzungen — die zum Theil zeigen, daß der Verfasser dem Ganzen auch etwas Schönes aufopfern könne — neue Zusätze und eine geschicktere Anordnung, zu einem wahrhaft poetischen Ganzen geworden. Die Bitterkeit, mit welcher ehedem die Vernunftreligion dem poetischen Polytheismus entgegengestellt war, ist getilgt, und die reine elegische Stimmung ist durch das ganze Gedicht erhalten, welches jetzt in zwey große Partbien zerfällt. Die erstere führt uns unter die poetischen Gestalten der alten Welt, die alles belebenden Götter, die Ceremonien einer heitern Religion und in die verschönerte Unterwelt; die andre setzt, mit schonender Mäßigung, die gleichsam verödete und ausgestorbene Natur jenem idealischen Leben entgegen. Die Verworrenheit, welche vormals durch die Zerstückelung

ieſer Kontraſte entſtand, iſt aufgehoben, und die
hneidenden Gegenſätze vertilgt. Alles wird durch
en ſanften harmoniſchen Ton einer ſchönen Weh-
uth vereinigt. Vollkommen befriedigend aber
nd die Diſſonanz der aufgeſtellten Ideen löſend
der neue Schluß des Ganzen, in welchem der
tſchwundenen poetiſchen Welt ihre eigenthümli-
en Gränzen angewieſen werden: (Or. A. S. 287.
. A. 1810 S. 230.)

Ja, ſie kehrten heim und alles Schöne,
Muß im Leben untergehn.

och hat der Verfaſſer dieſes Gedicht für die Freunde,
e es bedauerten, eines ſeiner werthvollſten Gedichte
it einer ſolchen Strenge behandelt ſehen zu müſſen,
dem zweyten Theile der Sammlung. (Or. A.
. 209. N. A. 810. S. 137.) ohne jene Verän-
rungen wieder abdrucken laſſen und ſo mit jene
ſchönen Stanzen wieder geſchenkt. (Or. A. S.
13. N. A. 1810. S. 140.)

Höher war der Gabe Werth geſtiegen ꝛc.
(Or. A. S. 216. N. A. 810. S. 142.)

Aber ohne Wiederkehr verloren ꝛc.
(Or. A. S. 219. N. A. 810. S. 144.)

Freundlos, ohne Bruder, ohne Gleichen ꝛc.
(Or. A. S. 219. N. A. 810. S. 145.)

Deſſen Strahlen mich darnieder ſchlagen ꝛc.

Wir ſehen alſo hier einen, überall nach dem

Unendlichen strebenden, Geist. Das Höchste möchte er ergreifen, und das Tiefste ergründen; doch ist nichts tiefer als sein Gemüth, aus dem eine Fülle von Leben und Liebe quillt. Er strömt sie aus, diese Liebe, in die ganze Natur, und möchte die schwesterliche Geliebte mit Bruderarmen umfangen. Heilig ist seine Liebe und rein, denn überall sieht er Gottheit oder ahnet ihre heilige Nähe, wo das irdische Auge nicht erkennt. Er fühlt die Gottheit im tiefsten Herzen, und das ist kein Wahn, was das tiefste Herz lebendig fühlt. Aussprechen nur läßt es sich nicht: und wagt es die Zunge ja; so webt ein heiliges Geheimniß über den Worten.

Zwey schwarze undurchdringliche Decken hängen an den beyden Gränzen des menschlichen Lebens herunter, und noch hat kein Lebender sie aufgezogen. Der Geist des Dichters aber ringt ohne Unterlaß darnach; nur wie Schatten schweben die Gestalten der Zeit an ihm vorüber, die Ewigkeit nur verheißt Bleibendes, nach welchem sein Blick selbst in der Freude höchstem Jubel aufschaut. Allein umsonst, er ist an das Leben und an die Zeit gebannt, und was beschwört den Sturm seiner Seele? — Freundschaft nur und Beschäftigung,

Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten

Zwar

Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

Er fügt sich in das Leben, aber nie verliert er sich darinn: denn stets sieht er es aus höhern Gesichtspunkten an, hat beim Kleinen überall das Große, beim Einzelnen das Ganze, und stets der Menschheit hohes Ziel im Auge. Daran mahnt ihn das absegelnde Schiff, daran jeder Spaziergang, daran jede tönende Glocke. Nicht sieht er selbst im Weibe bloß das Geschlecht, und im wirbelnden Tanze den höheren, den leuchtenden Sonnen, in kühn gewundenen Bahnen, durch den ewigen Raum beginnen. Des Lebens wechselvolles Spiel wird ihm zum heiligen Ernste. Selbst das im Spiel geehrte Maaß ruft ihm zu, dasselbe nicht im Handeln zu fliehen. Nicht vergebens wohnt ein Gott in der Brust, nicht vergebens strebt der Mensch nach Göttlichem; er werde göttlich, es werde die Pflicht ihm Neigung, die Tugend Natur; nicht geben sie durch Zwang aus ihm hervor, sie seyen Ausfluß seines Wesens.

So dichtete Schiller, so dachte, so fühlte, so war er! — Im Jahr 1801. verließ er Jena, und lebte von da in Weimar. Hier im Umgange mit Göthe, der sein innigster Freund war, glück-

lich durch geliebte, gutgeartete Kinder und seine vortrefliche Gattin, gewann er einen großen Theil seiner Heiterkeit wieder, von der er durch beständiges Kränkeln vieles verloren hatte. — Allgemein geschätzt war sein hohes poetisches Genie, der größte Theil seiner Schriften die Lieblingslektüre aller Gebildeten, und seine Verdienste unbestreitbar. Schon im Anfange der Revolution wurde er zum französischen Bürger angenommen, und 1802. erhielt er von Kaiser Franz II. den deutschen Reichsadel. In Weimar schuf er die vollendeten Werke seiner letzten Periode, eine Jungfrau von Orleans, einen Wilhelm Tell, und schien für künftige Arbeiten neue Kräfte zu sammeln. — Zu Berlin hatte er selbst die Aufführung seines Wilhelm Tell geleitet, von da kehrte er kränklich nach Weimar zurück. Er erholte sich aber wieder, seine Familie, seine Freunde schöpften die besten Hoffnungen, als am 9ten May 1805. Abends um 6 Uhr sein Tod erfolgte, aus einem bösartigen Typhus, (asthenischen Fieber) mit Seitenstich, im 45sten Jahre seines Lebens. Kurz vor seinem Ende hatte er noch einigemale den Namen Lichtenberg ausgesprochen, mit dessen Schriften er sich in seinen letzten Tagen beschäftigte. Einige Zeit vor seinem Scheiden ward er sogar wieder munter, er äußerte sich:

vieles sehe er jetzt hell und verklärt. — Er selbst hatte noch ein einfaches Begräbniß angeordnet; in der Stille tiefer Nacht, von dem Dichter so sehr geliebt, ward sein Sarg von jungen Gelehrten und Künstlern zu Grabe getragen. Es war Mitternacht vorüber, und der Himmel mit trüben Regenwolken bedeckt, als aber der Sarg nun schon beynahe die Gruft erreicht hatte, trat plötzlich der Mond mit mildem Schein hervor und beleuchtete die Reste des Mannes, dessen Geist ewig und unsterblich fortlebt, in hoher Majestät und kräftiger Wirkung auf alle kommenden Geschlechter. —

Schiller war lang, hager, bleich, und trug auf seinem Gesichte die Spuren der Kränklichkeit in seinem Auge aber hohes geistiges Feuer, Freyheit und Klarheit auf der gewölbten offenen Stirne. Seine Arbeiten pflegte er ganz im Kopfe auszuarbeiten, bevor er sie niederschrieb; die metrischen aber dann laut abzulesen. — Die meisten bedeutenden Theater haben sein Andenken mit oft guterfundenen und ausgeführten Gelegenheitsstücken gefeyert. Nicht ihn, sondern die Nation könnte ein öffentliches Denkmal ehren! —

Wie viel verlorst du an ihm, mein Vaterland! Seine Freunde verloren noch mehr in

ihm. Seine einfache Größe, seine liebevolle Freundlichkeit ist dahin, sein Herz voll Liebe und Güte, sein edles, großes Menschenherz schlägt nicht mehr für sie. Wer wird je zu seiner Gruft wallfahrten, ohne an die Worte aus seinem Don Carlos zu denken:

Du warst so reich,
So warm, so reich! Ein ganzer Weltkreis hätte
In deinem weiten Busen Raum. Das alles
Ist nun dahin! —

Reutlingen, gedruckt mit C. F. Mosinger'schen Schriften.

34.50834
34.50835